

Breslauer Sonntagblatt

Preis vierteljährlich auswärts im In- u. Auslande durch die Post und in Breslau 1 Mt., durch Kolporteurs frei in's Haus 1 Mt. 5 Pfg.

der
Schlesischen Volkszeitung.

Insertions-Gebühren: die 1spaltige Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg. Expedition und Inseraten-Annahme: Breslau, Hummeri 39/40.

Nr. 32.

Breslau, Sonntag, 10. August 1884.

XIII. Jahrgang.

Wochen-Kalender.

August 10. S. 10. S. nach Pfingsten. Co.: Vom Pharisäer und Zöllner (Luc. 18). Laurentius, Mart.
11. M. Philomena, Jungfrau und Mart.
12. D. Clara, Jungfrau.
13. M. Hippolyt u. Gen., Martyrer.
14. D. Eusebius, Bekenner.
15. S. Basilius, Bischof.
16. S. Vigilie von Maria Himmelfahrt. Abbruchsaften, Fleischspeisen erlaubt.

Die Raiffeisen'schen Darlehnskassen-Vereine.

I.

Die Bauernfrage ist nicht weniger wichtig, als die Handwerker- und Arbeiterfrage. Ja, man kann dreist behaupten, daß sie zum Teil sogar wichtiger ist. Eine zufriedene und zahlreiche ländliche Bevölkerung ist unstreitig die beste Stütze eines Gemeinwesens und jene Länder, in denen die Landwirtschaft noch nicht in der Weise von der wachsenden Industrie bedrängt ist, wie z. B. in Deutschland, zählen zu den glücklichsten und zufriedensten. Ihre finanziellen und übrigen wirtschaftlichen Verhältnisse befinden sich in geordneten Zuständen und ihre Bevölkerung erfreut sich eines angenehmen Wohlstandes.

Die erste Bedingung für eine gesunde Weiterentwicklung unserer Landwirtschaft und besonders für die Erhaltung unseres Bauernstandes ist die Organisation von Kreditvereinen. Nur so bleibt der kleine Landwirt vor der Ausbeutung durch Wucherer und Halsabschneider bewahrt, nur so kann er des Lebens froh werden, braucht nicht Notverkäufe zu machen und kann, wenn er Geld hat, es produktiv anlegen und wenn's ihm mangelt, es jederzeit heben. Auf diese Weise kann er allein durch Melioration von Wiese und Feld, Kultivierung unbebauten Landes, Ankauf künstlichen Düngers, Anlegung von Maschinen etc. an dem Fortschritte der Zeit teilnehmen.

Für landwirtschaftliche Zwecke haben sich besonders die Raiffeisen'schen Darlehnskassen bewährt, wie auch eine vom Minister der Landwirtschaft eingesetzte Kommission amtlich konstatiert. In den folgenden Artikeln wollen wir nach einem Werkchen des Herrn v. Reinbaben, Landrat von Traustadt, Geschichte und Wesen dieser Darlehnskassen erörtern.

Der Ursprung der Raiffeisen'schen Darlehnskassen-Vereine fällt in das Jahr 1847, in welchem sich infolge der Mißernte des vorhergehenden Jahres in vielen Gegenden große Not eingestellt hatte. Besonders auch auf dem zur preussischen Rheinprovinz gehörigen Westerwalde herrschte damals in zahlreichen Familien ein nicht geringerer Mangel an den notwendigsten Lebensbedürfnissen, als während der Notstandsjahre in Ostpreußen und in Oberschlesien. Um die notwendigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen, bildete im Winter 1847—48 zu Weierbusch im Regierungsbezirk Koblenz, wo Raiffeisen damals Bürgermeister war, eine Anzahl günstig gestellter Einwohner einen Konsumverein. Demselben gelang es bald, Brot und Kartoffeln in großen Mengen herbeizuschaffen. Man errichtete eine Bäckerei und war binnen kurzem in der Lage, das Brot 50 Prozent unter dem bisherigen Preise abzugeben. Im Frühjahr 1848 wurde sodann durch gemeinschaftlichen Bezug für gute und billige Saatfrucht gesorgt. Infolge solcher Vorkehrungen überwand eine große Zahl von Familien ohne Aufnahme von bedeutenderen Schulden die Teuerung. Die Ernte des Jahres 1847 war eine sehr günstige, man atmete wieder auf; aber dennoch entging es dem Bürgermeister Raiffeisen nicht, daß ein

permanenter Notstand fort dauerte, welcher in dem nicht befriedigten Kreditbedürfnis der Bevölkerung seinen Grund hatte. Inzwischen wurde Raiffeisen Bürgermeister zu Flammersfeld, einer gleichfalls auf dem Westerwalde gelegenen Ortschaft; als solcher hatte er 33 Dorfgemeinden mit zirka 5000 Seelen zu verwalten. Die Bauerngüter sind dort klein und deren Besitzer meistens wenig vermögend. Viele derselben hatten zu jener Zeit kein eigenes Vieh im Stalle, denn in Wirklichkeit gehörte ihr Vieh dem Händler, von welchem es zwar gekauft, aber dennoch nur geborgt war. Diesen wucherischen Handel mit Vieh erkannte Raiffeisen als das größte Unglück für den Bauernstand. Der Konsumverein in Weierbusch, wo er früher gewirkt, hatte ihm recht deutlich und eindringlich gezeigt, was vereinte Kräfte zu leisten im Stande sind, und er gründete deshalb, um dem bergezten Uebelstande abzuwehren, im Jahre 1849 den „Flammersfelder Hilfsverein zur Unterstützung unbemittelter Landwirte.“ Zunächst wurde Vieh angekauft und den Eingeseffenen gegen allmähliche Tilgung der Kaufsumme, meist rückzahlbar in fünf gleichen Jahresraten, übergeben. Bald mußten auch für andere Bedürfnisse, z. B. für Verbesserung an Gebäuden, für Beschaffung von Geräten, Saatfrüchten u. dergl. die Geldmittel gewährt werden, und man ging deshalb nicht lange nach dem Entstehen des Vereins dazu über, Hilfe durch Gewährung von baren Darlehen zu schaffen. Im Herbst 1852 nach Heddesdorf versetzt, gelang es Raiffeisen, dort im Mai 1854 den zweiten Verein unter der Firma: „Heddesdorfer Wohltätigkeitsverein“ ins Leben zu rufen. Derselbe stellte sich die Aufgabe, für die Erziehung verwahrsloster Kinder zu sorgen, arbeitslosen Einwohnern, besonders entlassenen Sträflingen, Beschäftigung zu geben, eine Volksbibliothek zu errichten, namentlich aber auch für die Beschaffung des nötigen Viehes zu sorgen und eine Kreditkasse zu errichten. Es zeigte sich indessen bald, daß so viele und verschiedene Zwecke in einem und demselben Vereine sich nicht wohl erreichen ließen. Allmählich trat ein Zweig nach dem anderen außer Wirksamkeit, und es blieb als direkte Thätigkeit des Vereins schließlich nur das Darlehnsgegeschäft übrig. Deshalb wurde der Verein im Jahre 1864 in den „Heddesdorfer Darlehnskassenverein“ umgestaltet, der das Vorbild für alle übrigen ähnlichen Vereine geworden ist, die sich seitdem in immer rascherer Folge über einen großen Teil der Rheinprovinz und demnächst auch in anderen benachbarten Landesteilen und Staaten verbreitet haben.

Die Organisation dieser Darlehnskassenvereine vertrat den sicheren Blick und das richtige Verständnis ihres Begründers für die wahren Bedürfnisse des kleinen Landwirtes. Sie sind hervorgegangen aus den Verhältnissen eines Bauernstandes, dessen Güter so klein sind, daß in vielen Dörfern das größte derselben 20, 25, 30 und wenn es hoch kommt, 50—60 Morgen umfaßt, und auch in ihrer weiteren Entwicklung sind sie bestrebt gewesen, sich eben nur diesen Verhältnissen möglichst zweckmäßig anzupassen. Richtig geleitet, haben sie sich als ein durchaus sicheres Mittel erwiesen, sowohl die Verhältnisse der einzelnen strebsamen Landwirte als auch der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung zum Besseren umzugestalten, selbstredend aber nur da, wo die Bevölkerung es an den nötigen Anstrengungen nicht fehlen ließ. Wunder darf man von ihnen jedoch nicht erwarten; selbstverständlich wird auch im günstigsten Falle ihre wohlthätige Wirkung nur eine allmähliche sein.

Frauenarbeit in Fabriken.

„Die physischen Kräfte des Volkes sind auch ein Nationalvermögen, an dem nicht nach Belieben und zum Schaden des Allgemeinen gezehrt werden darf,“ sagt ein christlicher Volkswirt. Wir ziehen aus diesem Satze den Schluß, daß deshalb und aus religiösen und menschlichen Gefühlen die Frauen- und Kinderarbeit verboten resp. beschränkt werden muß, damit das kommende Geschlecht nicht in der Blüte geknickt, nicht vor der Zeit geistig wie körperlich ruiniert werde. Durch Frauen- und Kinderarbeit wird das Familienleben in schroffer Weise gestört. Der wundervolle Friede, die Poesie des Familienherdes geht verloren, die Mutterliebe erkaltet in der schneidigen Weltluft, erstickt in der Atmosphäre der Fabrik, die Kinder werden entfremdet ihrer Mutter, die ja nur selten bei ihnen ist, der Mann entbehrt der sorgsamsten Hausfrau, des Trostes jener fürsorgenden Liebe und Hingebung, wie sie nur sein Weib ihm bieten kann, und deren er so sehr bedarf. Das Kind, sobald es Geld verdient, fühlt sich selbständig, emanzipiert sich, durch böse Kameraden verführt, von den Banden der Familie, die ihm doch vor allem so not thäten. So erkaltet, meint Hitze, das Familienleben, stirbt immer mehr ab, bis es in Ausschweifungen und Laster, namentlich der Trunksucht, sein Grab findet. Die traurigste Folge der Frauenarbeit, speziell der Arbeit der unverheirateten Frauenspersonen, ist die Entfittlichung ganzer Geschlechter. Dies deutet u. a. ein Bericht des Fabrikinspektors für Chemnitz an. Der Bericht vermeidet es ängstlich, deutlich zu sprechen, läßt aber genug zwischen den Zeilen lesen. Er lautet:

Hauptsächlich durch Vermehrung und erhebliche Erweiterung von Webwarenfabriken, zum Teil auch durch Einführung von Nachtarbeit, durch welche in einigen Anlagen das Arbeitspersonal verdoppelt wurde, ist die Zahl der Fabrikarbeiterinnen gegen das Vorjahr etwas größer geworden. Die elektrische Beleuchtung hat dazu beigetragen, daß die Fabrikarbeit in einzelnen Fällen zwar unterbrochen worden ist. Bedauerlicherweise findet aber weibliches Arbeitspersonal gerade bei denjenigen Fabrikbetrieben, in welchen eine regelmäßige Nachtarbeit stattfindet, vorwiegend Verwendung. Hiermit in Verbindung stehende besondere Mißstände sind nun zwar nicht bekannt geworden; indes erklärt sich dies daraus, daß solche an sich selten offenkundig sind und von den Arbeitgebern meistens bestritten werden, weil die Vorgänge weder die Arbeitsleistung beeinflussen, noch sonst das Arbeitsverhältnis näher berühren und daher ihrer Kenntnis sich entziehen. Den Nachteilen der Nachtarbeit weiblicher Fabrikarbeiter in sittlicher Beziehung werden die noch größeren Gefahren der nächtlichen öffentlichen Belustigungen, insbesondere der Maskenbälle, gegenübergestellt. Eine Beschränkung der Beschäftigung von Fabrikarbeiterinnen zur Nachtzeit, sowie des Zusammenarbeitens derselben mit den männlichen kann aber ohne gezielte Mittel nicht erreicht werden. Wird bei ununterbrochenem Betrieb ein Wechsel des Arbeitspersonals 6 Uhr früh und abends festgehalten, so werden wenigstens die bei Verlängerung gewöhnlicher Arbeitszeit gesteigerten Uebelstände, welche mit Zurücklegung des Weges von und nach dem Wohnort verbunden sein können, vermindert. Den teilweise sehr beachtenswerten Gründen, welche gegen die Durchföhrung einer Trennung der Arbeiter nach Geschlecht während der Arbeit geltend gemacht werden, wird, solange nicht besondere Normativbestimmungen hierfür gegeben sind, auch ferner Rechnung getragen werden müssen, so daß die auf jene Trennung gerichteten Bestrebungen der Inspektion mehr nur auf einzelne Fabrikationszweige, vornehmlich die Zigarrenfabrikation sich erstrecken haben, ohne jedoch selbst auf diesem beschränkten Gebiete zu einem recht befriedigenden Erfolg zu führen. Nicht viel Besseres läßt sich über die Herstellung besonderer Ankleideräume mitteilen. Die Unternehmer unterlassen wohl nicht, ihren Arbeiterinnen Räume in dieser Art zur Verfügung zu stellen, wenn dies, wie bei Genehmigung größerer Neubauten in der Regel geschieht, ausdrücklich vorgeschrieben wurde, finden aber sehr häufig Schwierigkeiten, wenn sie ihre Arbeiterinnen zu entsprechender Benutzung anhalten, weil diese einander mißtrauen. Besondere Aufsicht für derartige Räume zu stellen, oder dieselben

während der Arbeitszeit geschossen zu haben, ist nur ausnahmsweise thöricht.

Politische Rundschau.

(Schluß am 6. August.)

Deutschland. Je näher die Wahlen kommen, desto zahlreicher werden die Wahlartikel in der Presse. Besonders die Liberalen sind tüchtig an der Arbeit, in den ihnen ergebenden Zeitungen Kesselfür sich zu machen. Während die freisinnigen Blätter schlau genug sind, Kulturkampfstragen in ihren Wahlartikeln zu vermeiden, machen die Nationalliberalen recht tüchtig in Kulturkampf und zeigen sich als die schlimmsten Gegner der katholischen Kirche. Wir haben bereits in der vorigen Nummer des »Sonntagsblatts« gesagt, welche Antwort die Katholiken auf dieses Gebahren zu geben haben: Die Wahl eines Nationalliberalen ist unter allen Umständen zu verhindern!

Die großen, sofort bemerkbaren Ungerechtigkeiten, welche der Kulturkampf fort und fort gegen uns Katholiken begeht, hat eine alte Ungerechtigkeit gegen die Katholiken Preußens in den Hintergrund geschoben. Es ist aber zeitgemäß, besonders mit Rücksicht auf die Wahlen, an dieselben zu erinnern: wir meinen die Zurücksetzung der Katholiken bei Besetzung der höheren Beamtenstellen. Unter den sämtlichen 11 Oberpräsidenten befindet sich kein Katholik; unter 28 Regierungspräsidenten und 6 Landdrosten ist ein einziger katholisch getauft; unter den Oberregierungsräten befinden sich nur drei Katholiken und außerdem ein Altkatholik. Unter den Regierungsräten des ganz katholischen Regierungsbezirks Oppeln ist, abgesehen von den technischen Schulräten, nur der Forsttrat katholisch; die Regierung zu Breslau hatte zeitweise einen katholischen Steuerrat. Die katholischen Landräte kann man mit der Laterne suchen. Unter sämtlichen Präsidenten der Oberlandesgerichte befindet sich nur ein einziger Katholik. Unter den fünf Landgerichtspräsidenten des ganz katholischen Regierungsbezirks Oppeln ist kein Katholik zu finden. Wie gering die Zahl der katholischen höheren Offiziere in der preussischen Armee ist, bedarf keiner weiteren Ausführung. Im Kultusministerium ist bekanntlich seit dem Beginne des Kulturkampfes die katholische Abteilung beseitigt, obwohl eine protestantische Abteilung in dem katholischen cisleithanischen Oesterreich mit kaum 400 000 Protestanten besteht. Bekanntlich gibt es in Preußen sechs ausschließlich protestantische Universitäten, aber keine katholische. Unter den Mittelschulen hat kaum ein Fünftel derselben einen katholischen Charakter. Der Kulturkampf hat es aber auch zu Wege gebracht, daß man unter den Schuldirektoren, Provinzial- und Regierungsschulräten einen entschiedenen, überzeugungstreuen Katholiken mit der Diogeneslaterne bei Tage suchen kann. Wie es in dieser Hinsicht aussieht, zeigt recht schlagend die Schulleitung in Posen; der dortige »katholische« Provinzialschulrat ist »altkatholisch« und hat eine protestantische Familie; daselbe ist bei dem einen der zwei Regierungsschulräte der Fall, während der andere ein »Alt«-katholik und »alt«-katholisch getraut ist. Wo in aller Welt ist das Umgekehrte der Fall, daß etwa ein Protestant mit katholischer Familie als protestantischer Provinzial- oder Regierungsschulrat fungieren könnte? So, ja vielleicht noch schlimmer, sieht es in Preußen mit der Parität aus. Aber auch im Reiche ist es nicht besser. Der Reichskanzler und die Staatssekretäre, mit einer einzigen Ausnahme, sind Protestanten. Die Katholiken werden gut thun, wenn sie das bei den Reichstagswahlen sich merken, zumal die Frage der Parität zugleich eine sozialpolitische Frage im vollen Sinne des Wortes ist. Man darf sich eben nicht wundern, wenn in manchen Gegenden Preußens die Katholiken die ärmeren Volksklassen ausmachen, wenn selbst das Geld aus dem Staatsfädel in ganz unverhältnismäßiger Weise den Protestanten zufließt fast alle hochdotierten Stellen in akatholischen Händen sind. Bei strenger Wahrung der Parität wäre zudem der Kulturkampf eine Unmöglichkeit gewesen, da die Regierung zur richtigen Zeit über das Vergeblische eines solchen Kampfes und über das Wesen und die Organisation der katholischen Kirche aufgeklärt worden wäre.

Aus Berlin wurden in den letzten Tagen zahlreiche, zumeist jüdische Russen ausgewiesen. Die

Ausweisungen stehen im Zusammenhange mit den in Warschau entdeckten Umtrieben. Es sollen sich Anzeichen ergeben haben, daß einzelne Fäden nach der deutschen Reichshauptstadt liefen, weshalb auch ein reger Verkehr zwischen der Warschauer und der Berliner Polizeibehörde stattgefunden hat. Bemerkenswert ist es, daß die jüdisch-liberalen Blätter am Schluß ihrer Besprechung der Ausweisungen an die Polizei die dringende Vorstellung richten, in der Ausübung des ihr zustehenden Rechtes so human und milde als möglich vorzugehen. Wir wollen diese Mahnung keineswegs tadeln, müssen es aber als charakteristisch bezeichnen, daß diese Blätter zu solch' eindringlichen Vorstellungen Veranlassung nehmen, wo es sich fast ausschließlich um russische Juden handelt, welche die Vorstädte Berlins unsicher machen. Als die katholischen Ordensleute, als katholische Geistliche, unsere deutschen Brüder und deutsche Staatsangehörige aus ihrer Heimat und ihrem Vaterlande vertrieben wurden, hat die jüdisch-liberale Presse nicht erst lange Betrachtungen darüber angestellt, ob diese Ausweisungen gerechtfertigt seien, hat nicht das Wort finden können zu eindringlichen Mahnungen an die Exekutivbehörden, milde und human bei Anwendung jener traurigen Gesetze zu verfahren. Den Ausweisungen katholischer Ordensleute spendete die jüdisch-liberale Presse vielmehr ihren vollen Beifall; damals konnte die Polizei nicht energisch genug gegen die Jesuiten und die anderen Ordensleute, wie gegen die »katholischen Pfaffen« vorgehen. Und der »Berl. Börsen-Kour.«, der jetzt in so warmer und entschiedener Weise der russischen Juden sich annimmt, schrieb damals die schmählichen Worte: »So lange bleibt — daß Gott erbarm! Das Deutsche Reich betauelt, Bis an dem letzten Pfaffendarm Die letzte Nonne baumelt.«

Wir teilten in der letzten Nummer des »Sonntagsblatts« eine Bekanntmachung mit, in welcher der Direktor der Königlich Eisenbahnwerkstätte in Witten die ihm unterstehenden Arbeiter vor dem Besuch einer Versammlung warnte, in welcher Herr Liebermann von Sonnenberg einen Vortrag über die Judenfrage halten wollte. Einer von dem »Deutsch. Tagbl.« unter allem Vorbehalt wiedergegebenen Mitteilung zufolge soll nun einem Arbeiter, welcher trotzdem dem Vortrage des Herrn von Liebermann beigewohnt hatte, aus diesem Grunde die Arbeit gekündigt worden sein. Zwar sei als Grund der Kündigung Mangel an Arbeit angegeben, aber dies sei nicht als stichhaltiger Grund anzuerkennen, da tatsächlich Ueberfluß an Arbeit herrsche und da ferner dem Entlassenen, welcher seit vier Jahren in der Werkstätte beschäftigt und nie bestraft sei, das denkbar beste Zeugnis ausgestellt werde.

In Remse im Königreich Sachsen fand am 24. ein »erster sächsischer Bauerntag« statt, an dem sich etwa 700 Personen aus 70 Ortschaften beteiligten. Es wurde folgende Resolution angenommen:

Siebenhundert in Remse bei Glauchau heute versammelt gewesene Bauern haben einstimmig beschlossen, zur Wahrung ihrer Interessen: 1) die Ermäßigung der Grundsteuer, 2) die Abminderung des Immobilien-Vertragsstempels bei Kauf und Tausch, 3) die Wiedereinführung des früheren Heimatsgesetzes, 4) die Erleichterung von Bodenmeliorationen durch teilweise Uebernahme der Kosten auf Staatskassen, 5) die Einführung der Doppelwährung an Stelle der einfachen Goldwährung, 6) die Erhöhung des Zolles auf Getreide und tierische Produkte und endlich 7) die Einführung einer prozentualen Börsen- und Geschäftsteuer nachdrücklich anzustreben.

Die Resolution soll an den Staatsminister v. Nostitz-Wallwitz mit der Bitte abgeandt werden, sie auch im Bundesrat und Reichstage vorzulegen. Zugleich wurde eine Dankadresse an den Reichskanzler votiert. Auch in den sächsischen Herzogtümern fanden dieser Tage Bauernversammlungen statt, welche das (liberale) Eisenacher Bauernprogramm verwarfen und die Gründung von Vereinen mit dem v. Thüngen'schen Programm beschlossen.

Die Schweiz, in welcher Glaubens- und Gewissensfreiheit durch die Bundesverfassung garantiert ist, wird von den Mitgliedern der englischen protestantischen Heilsarmee mit besonderer Vorliebe zum Schauplatz ihrer Thätigkeit gemacht. Dabei sind blutige Zusammenstöße zwischen dem Volke und den Anhängern des »General Booth« nicht selten. Zu wüsten Ausschreitungen kam es noch in voriger Woche in Biel. Das Haus, in welchem die Versammlungen der Heilsarmee stattfanden, wurde völlig demoliert, und auch auf der Straße kam es zu Schlägereien. Wer den Ständal machern entgegentrat, wurde durchgeprügelt;

selbst die Polizei wurde angegriffen. Mit Recht tadeln die Blätter eine solche Aufführung der Menge; aber eigentümliche Erinnerungen erweckt es doch, wenn einzelne Blätter darüber jammern, daß man die Achtung vor der Kultusfreiheit außer acht lasse. Wo waren denn dieselben Herren, als die schweizer Regierung unter Verletzung aller Rechte und Gesetze einen brutalen Kulturkampf gegen die Katholiken des Landes begann? Damals fand man die unerhörtesten Maßnahmen gegen Angehörige des Landes ganz in der Ordnung.

Der Zar von Rußland hat noch wenige gute Stunden gehabt seit dem unglücklichen Märztag des Jahres 1881, wo das graufige Ende seines Vaters ihn zum Throne berief. Seit einem Jahre beteiligt jedoch das Zarenpaar sich wieder am öffentlichen Leben; es erscheint in Petersburg bei Festlichkeiten, und die Kaiserin zeigt sich mit dem Thronerben auf öffentlichen, freilich sorgfältig bewachten Plätzen. So schien es, als sollte langsam der ungeheure Druck schwinden, der auf der eben so unglücklichen wie hochstehenden Familie lastet. Da wird aber Sudeikin ermordet, auf dessen Wachsamkeit und Treue Alexander III. fest vertraute, ermordet von einem Vertrauten, einem geschätzten Mitgliede der Geheimpolizei; und es wird auf einmal offenbar, daß auf Menschen für den Zaren kein Verlaß mehr ist. Und wieder wird's ruhig, und Alexander III. kündigt eine Reise nach Polen an; er will das Land besuchen, das seine Vorfahren mit Geißeln und Skorpionen gezüchtigt haben. Denn aus Polen ist kein Mörder gekommen; die jungen Polen, welche zum ehrlichen Aufstande, Waffe gegen Waffe, immer bereit waren, haben keinen Geschmack an Verschwörungen gefunden, deren Thaten ohne einen Anflug von Ritterlichkeit und Romantik waren. So hatten denn auch im Rate des Kaisers die Ansichten über Polen sich geändert. Mildere Saiten wurden aufgezoogen, und Polen wurde von der offiziellen Presse gehätschelt, solange über dem Verhältnis zum deutschen Nachbar drohende Wolken hingen. Da kommt auf einmal die Kunde von der großen Verschwörung in Warschau, in welche sogar hochgestellte Beamte und Offiziere verwickelt sind. Also auch in Polen ist der Boden unterwühlt; die Reise des Kaisers wird fraglich. Erfolgt sie wirklich, so wird der ganze ungeheure und unheimliche Apparat in Bewegung gesetzt werden, der den Reisen und Festen Alexanders III. bisher immer eine so düstere, trostlose Färbung gab.

Kleine Chronik.

* **Berlin**, 30. Juli. Eine ekelhafte Wette ist dieser Tage von dem Geschäftsführer eines großen hiesigen Restaurants gewonnen worden. Derselbe hatte mit einem der Stammgäste gewettet, einer lebendigen Maus den Kopf abbeissen zu wollen; er ließ, so wird erzählt, in einer Mause Falle eine lebendige Maus herbeibringen, verfertigte sich dann aus einer Speiseart eine spitze Dötte und jagte die Maus dahinein, indem er die breite Seite so vor die Öffnung der Falle hielt, daß das Tier mit dem Kopfe im vorderen spitzen Teil stecken blieb. Durch ein Laßen mit den Fingern suchte er dann, wo der Hals sich befand, steckte die Spitze in den Mund und bewirkte durch ein schnelles Zusammenbeissen, daß der Kopf des Tierchens vom Rumpfe getrennt wurde, auf diese »feine« Art die Wette gewinnend. (Wenn's überhaupt eine Maus und keine — Ente ist.)

* **Altona**, 29. Juli. In den meisten Volksschulen der Provinzen Schleswig-Holstein bestand der Brauch, am Geburtstage des Lehrers eine Liste zirkulieren zu lassen, in welcher die Schüler Beiträge zu einem Geburtstagsgeschenk zeichneten. Diese Liste nebst dem betreffenden Geschenk wurde dann von dem Klassenobersten dem Lehrer überreicht. Da in dieser Sammlung ein gewisser Zwang lag und für unbemittelte Familien gewisse Unkonvenienzen daraus entsprangen, hat der Kultusminister derartige Geburtstagsgeschenke ein für allemal verboten. Um jedoch mit altherkömmlichen Gepflogenheiten nicht ganz zu brechen, wird in der Verfügung ausdrücklich erwähnt, daß der Einzelwohlthätigkeit durchaus keine Schranken gesetzt werden.

* **Elbing**, 3. August. Von katholischer Seite war gegen die Wahl eines evangelischen Hauptlehrers an der hiesigen III. Simultan-Mädchenschule Protest erhoben worden und wurde von der oberen Behörde Bericht eingefordert. Wie man nun der »E. Z.« mitteilt, ist von der königlichen Regierung zu Danzig in diesen Tagen die Bestätigung der vom Magistrat vollzogenen, die Parität verletzenden Wahlen dennoch eingetroffen und haben die betreffenden Herren bereits die bezüglichen Zuschriften erhalten.

* **Köln**, 4. August. Findige Köpfe wissen sich die Erregenschaften der Renzeit rasch zu Nutzen zu machen. Das beweist dieser Tage ein per Velociped reisender Handwertschürke, ein Schloffer seines Zeichens. Derselbe durchfährt mit seinem selbst solid und elegant gearbeiteten Behälter das liebe deutsche Vaterland und stellt sich auch in einer rheinischen Herberge ein. Er schaute sich nach Arbeit

um, und als er solche nicht fand oder sie ihm nicht zusagte, so bückte er mit Fuß- und Schenkelkraft wieder flott von hier weg. Da werden sich die Herren Gendarmen und Schutzknechte am Ende auch bald nach Bicycles umhauen müssen, wenn sie solch berittenen resp. fahrenden Gesellen nachkommen wollen.

* **Elberfeld**, 3. August. Eine merkwürdige und zugleich höchst lebensgefährliche Eisenbahnfahrt machte am 24. v. Mts. ein Bahnwärter der Station Barmen-Nittershausen. Derselbe hatte seine einige Minuten Weges von der Station entfernt liegende Barriere bereits geschlossen, als er einen Mann das Geleise überschreiten sah. Im Begriff, denselben zu ergreifen und fortzuziehen, wird der Bahnwärter von dem heranbrausenden Zuge erfaßt; der Wärter erfaßt aber den Puffer der Lokomotive und klammert sich krampfhaft fest. In dieser Situation wird er mit rasender Geschwindigkeit bis zur Station geschleppt und landete dort glücklich lebend und ziemlich unverletzt an. Nur von seinen Stiefeln waren die Sohlen verschwunden und seine Beinkleider waren größtenteils an einer Weiche hängen geblieben. Der Mann, den der waghalsige Bahnwärter hatte retten wollen, war zurückgewichen und mit dem Schreck davongekommen.

* **Bonn**, 31. Juli. Eine interessante und nützliche Einrichtung hat ein hiesiger auf der Bornheimerstraße wohnender Kunstgärtner getroffen, um mit seinem in der Wenzelgasse belegenen Blumen-Detailgeschäft eine rasche Verbindung bei prestanten Bestellungen zu ermöglichen. In dem Ladenlokal Wenzelgasse befinden sich ein paar Brieftauben, denen die auszuführende Bestellung in Gestalt eines Zettels unter einen Flügel gebunden und alsdann die Freiheit gegeben wird. In kürzester Zeit hat der fliegende Bote seinen im Garten des Kunstgärtners befindlichen Schlag erreicht. Um in denselben hineinzukommen, muß die Taube sich auf ein davor befindliches Brettchen niederlassen, welches daraufhin herunterklappt und gleichzeitig ein an demselben befindliches Fächchen in die Höhe schneßt. Von jeder Stelle des Gartens ist daselbe sichtbar und der beabsichtigte Zweck der raschen Rundmachung erreicht.

* **Düsseldorf**, 1. August. Gestern ist Herr Advokat-Anwalt Joseph Court hieselbst im Alter von 84 Jahren gestorben. Derselbe, bekanntlich Mitbegründer der altkatholischen Gemeinde Köln, ist vor seinem Tode zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Als ein langwieriges Leiden ihn aufs Krankenlager geworfen hatte, bat er vor vier bis fünf Wochen um den Beistand eines katholischen Priesters und legte vor demselben schriftlich und mündlich das römisch-katholische Glaubensbekenntnis ab. Den Beistand des Herrn Tangemann, der eigens von Köln gekommen war, wies er freundlich, aber entschieden zurück.

* **Mainz**, 4. August. Das »Mainz. Journ.« schreibt: „Erfürzlich haben wir die Ungezogenheit eines Schulknechten, der seinem Lehrer ein Dintensaß an den Kopf werfen wollte, gemeldet; heute müssen wir leider schon wieder einen ähnlichen Fall berichten. In einer hiesigen Volksschule gab einer der Schüler keine Antwort, weshalb der Lehrer sich veranlaßt sah, dem Jungen mit einem Stöckchen einen unbedeutenden Schlag zu versetzen. Der Junge erklärte darauf dem Lehrer in frechem Tone, daß er nicht das Recht habe, ihn zu schlagen, er werde es seinem Vater sagen. Dem Lehrer riß der Geduldsfaß, und er züchtigte den Jungen nach Gebühr. Kaum aber hatte der Lehrer dem Knaben den Rücken gewendet, als derselbe ein Buch ergriff und es dem Lehrer an den Kopf warf. Am anderen Tage kam der Vater des Jungen und machte dem Lehrer wegen der Schläge Vorhaltungen. Wenn die Vuben wegen ihrer Unarten in der Schule zu Hause noch gestraft werden, so kann dies natürlich nur schlechte Früchte bringen.“

* **München**, 1. August. Ein Monstreprozeß gegen Bierbrauer steht bevor. In Gltmann (Bayern) hat die Gendarmerie in den letzten Tagen in den Brauhäusern, Malz- und Bierkellern nachgeforcht, Geschäftsbücher und Rechnungen wurden genauer Durchsicht unterworfen. Ferner sind im Landgerichtsbezirk Memmingen gegen 35 Bierbrauer Untersuchungen im Gange, ob dieselben nicht Surrogate zur Bierbereitung verwendet haben. Man bringt diese Angelegenheit mit dem Falliment der Firma Wich und Komp. in München in Verbindung, wobei das Gericht Einsicht in die Bücher hielt und interessante Entdeckungen gemacht haben soll. Dem »Fränk. Kur.« meldet man aus Nürnberg: Gestern früh ging von hier aus nach Herzbrunn eine Kommission, bestehend aus dem königl. Untersuchungsrichter, einem Chemiker, einem Zollbeamten und einigen Polizisten ab, um nach verbotenen Brauungsbedingen strenge Suche zu halten. Dasselbe war denn auch so glücklich, zum Heile der Biertrinker manch guten Fang zu thun. Auch wanderten verschiedene Bierproben mit hierher und harren jetzt der weiteren genauen Untersuchung. Das Herzbrunner Bier erfreute sich bisher des besten Rufes.

* **Dresden**, 31. Juli. Die Zahl der Selbstmörder in unserem Königreiche ist im Jahre 1883 wiederum gestiegen; sie betrug 1205 gegen 1128 im Jahre 1882. Das ist ein sehr hoher Satz: auf 2166 Personen ein Selbstmörder im Jahre! Es gibt überhaupt kein Land der Erde, welches mit unserem Königreiche in dieser Hinsicht auf gleiche Stufe gestellt werden kann. Es ist übrigens noch ein „Glück“, daß sich die Verbrechen fast in derselben Weise vermindern, wie die Selbstmorde sich vermehren.

* **Leipzig**, 4. August. Das echte Meißener Porzellan verliert durch die Konkurrenz anderer Manufakturen namentlich aber durch diejenige, welche ihm die unedlen Nachahmungen bereitet, an Absatzterritorien. Dem »Leipz. Tagebl.« wird aus Meissen hierüber geschrieben: „In der königlichen Porzellanmanufaktur, durch ihr Alter, wie durch die Vorzüglichkeit ihrer Produkte in gleicher Weise weltbekannt, ist seit kurzem infolge mangelnder Bestellung eine Herabsetzung der Arbeitszeit eingetreten, und arbeitet das weibliche Personal nun nur noch bis 5, das männliche bis 6 Uhr abends. Es geht sogar die Rede, die Direktion beabsichtige, einen Teil des Personals zu entlassen, da die

Vorräte von Woche zu Woche immer bedeutender werden und neue Aufträge verhältnismäßig nur wenig vorliegen.“

* **Pest**, 31. Juli. Ein bedeutender Postdiebstahl wurde hier entdeckt, der großes Aufsehen erregt. Vorgestern langten nämlich hier 7 Kisten mit umgewechselten Staatsnoten im Betrage von 640 000 Gulden aus Wien an die Adresse der ungarischen Staatskasse an. An einem Kisten waren die amtlichen Siegel entfernt und andere angebracht und aus demselben 30 000 Gulden entwendet. Statt dieses Geldes fand man 3 Ziegelsteine. Es ist noch unbestimmt, ob der Diebstahl auf dem Wege oder bei der Verpackung in Wien verübt wurde. Die umfassendsten Erhebungen wurden eingeleitet, haben aber bisher zu keinem Resultate geführt.

* **Agram**, 31. Juli. Dieser Tage ehrte Herr Fidelis Höpferger aus Adrianopel, wo er als geistlicher Direktor die Visitation in der Filiale der Agramer Barmherzigen Schwestern und die zweijährige Prüfung in der Klosterschule vorgenommen hatte, nach Agram zurück. Die Bewohner der Stadt Adrianopel, und zwar ohne Unterschied des Standes und der Konfession konnten über den Prüfungserfolg nicht genug Gutes sagen. Namentlich lobten die bei der Prüfung Anwesenden, daß die Schwestern sich in so kurzer Zeit die neue griechische und bulgarische Sprache angeeignet hatten. Die Kinder der bulgarischen Einwohner wurden nicht bloß in die Schule aufgenommen, sondern sie haben zum großen Teile im Kloster auch Wohnung und Kost. Das Kloster, dessen Räumlichkeiten der Zahl der Zöglinge nicht ganz entsprachen, wurde von dem geistlichen Direktor durch passende und geschmackvolle Zubauten erweitert. Außerdem war die Filiale auch darin glücklich, daß sie sich ein bulgarisches Mädchen heranzog, welches vor kurzem als Kandidatin des Ordens des heiligen Vinzenz de Paula aufgenommen wurde. Durch sie hat die Adrianopeler Filiale eine neue Kraft für die Erziehung und den Unterricht von bulgarischen Kindern beiderlei Geschlechts gewonnen. Obwohl die Griechisch-Orientalischen als auch die Mohamedaner sind der Anstalt geneigt, und die weltliche Behörde unterstützt mit der Bevölkerung, den Wünschen und Bedürfnissen des Klosters Gönne zu thun. Viel thut für die Förderung des Klosters auch die österreichische diplomatische Vertretung in Konstantinopel.

* **Paris**, 3. August. Unlängst wurde hieselbst eine ihr Kind auf dem Arme tragende Dame von einem fein aussehenden, sie respektvoll grüßenden Herrn aufmerksam gemacht, daß auf dem Hüften des Kindes eine aufsehend giftige Fliege sitze; er schlug dann mit einem Glacehandschuh bald dar, bald dorthin nach dem Insekt, präsentirte endlich der geängstigten Dame eine zwischen seinen Fingern zerquetschte seine Fliege und entfernte sich, mit Dankesworten überschüttet. Bald jedoch mußte die Dame gewahr werden, daß mit der giftigen Fliege auch ihre mit Diamanten besetzte Uhr samt goldener Kette verschwunden war. Der Polizeikommissär, dem sie ihr Unglück klagte, konnte ihr nur raten, sich künftig vor allzu höflichen Fliegenjägern in acht zu nehmen.

Feuilleton.

Die Russentaufe.

(Nachdruck verboten.)

Novelle von F. v. Kretzing.

(Fortsetzung.)

„Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein,“ sagte Lowin erleichtert, da sie offenbar von seiner Sinnesänderung nichts wußte, — „Sie sehen zu schwarz. Ich wüßte kaum von feindseligen Plänen. Einige Störungen können ja vorkommen, aber die Regierung ist zu klug, der Kaiser zu milde.“

„Ach sprechen sie nicht von der Klugheit der Regierung,“ meinte sie klagend, „ihr erster unüberlegter Streich wäre es nicht. Die Milde des Zaren gebe ich für seine Person ja zu, aber er muß, er wird getrieben, und dann geht die Milde zu Grunde. Sie haben mir eine Last vom Herzen genommen. Sie fühlen sich heimisch in Moskau, Herr Lowin? Es ist wohl schwer, in diesem Russenneß als Katholik und Pole festen Fuß zu fassen?“

Der Eintritt Wassili Koforeffs und des Vorstehers überhob den jungen Mann der Antwort auf die heikle und verfängliche Frage.

Wassili Koforeff war bis dahin eifrig in dem Dekonomiegebäude beschäftigt gewesen, das heißt er hatte in seinem kleinen Zimmer neben der Branntweinbrennerei gegessen, aufgeschlagene Rechnungsbücher angesehen und dabei ein Glas echten Branntweins nach dem anderen getrunken. Den Fremden imponierte er damit, immer über den Rechnungen zu sitzen, seine Frau und die ihn näher kannten, lächelten nur über seine eifrige Thätigkeit, denn sie wußten sehr wohl, daß er nun schon seit Wochen eine Seite studierte und daß ihm nur der friische Trank an der Quelle den Aufenthalt in dem engen, unbequemen und schmutzigen Zimmer behaglich machte. Nicht daß er sich jemals betrunken, ein Gewohnheitstrinker wäre, — Gott bewahre! dazu hätte ja ein stetes Trinken Tag und Nacht nicht aus-

gereicht, um ihm sein bißchen Verstand zu rauben, dafür besaß er eine zu kernige Natur.

Koforeff war eine hohe Gestalt mit mächtigem Schnurrbart, buschigen Augenbrauen und weißem Haar. Die vergnügt drein schauenden Auglein waren beinahe ganz in der schwammigen Masse des fettglänzenden Gesichtes verborgen. Er ging etwas gebückt. Sobald ihm aber seine Frau einmal lachend zurief: „Wassili, Du wirst aber alt!“ stellte er sich mit einem Ruck und einem derben Fluche kerzengerade, sah dann seine Frau ernst an, als ob er sagen wollte: „Frau Natalie, jetzt bin ich zehn Jahre jünger.“

Wassili Koforeff war ein gutmütiger Mensch, hatte keine andere Leidenschaft, als den besten Branntwein zu trinken, schlief gern, ließ sich höchst ungern in wissenschaftliche Gespräche verwickeln, außer wenn sie religiöse Dinge betrafen. Denn er war ein begeisterter Anhänger des Russentums und zu dessen Verbreitung schien ihm alles recht. Schließlich aß er sehr viel und gut. Im übrigen ließ er seine junge Frau sorgen und trug mit heldenmütiger Ausdauer ihre Pantoffelherrschaft, weil sie ihn gar nicht drückte. Denken und arbeiten that seine Frau für ihn.

So rasch wie es ihm sein alternder Körper gestattete, eilte er auf Lowin zu und rief: „Begrüße Dich Sigismund Lowin! Freue mich, Dich zu sehen. Hatte heute morgens viel zu thun, Proben vor der Versendung nachsehen, Rechnungen revidieren. Man ist ja geplagt.“ Dabei berührte seine dicke fleischige Hand die Schulter Lowins und riß ihn beinahe in die Höhe.

„Thut mir sehr leid, Sie gestört zu haben, Herr Major! Aber ich achte es für meine Pflicht, Ihnen gleich bei meiner Ankunft meine Referenz zu bezeigen und mich meiner Aufträge zu entledigen.“

„Ach was, gestört haben! Ihre Ankunft ist mir sehr lieb. Sind ein prächtiger Mensch geworden, haben sich vorteilhaft geändert, wissen Sie, auch in anderer Beziehung.“

Lowin lachte, wenn ihm auch ganz unheimlich wurde bei der bekannten Anspielung.

„Aber da stehen Sie steif wie ein Marmorbild, Vorsteher, und begrüßen den Jugendfreund nicht. Oder haben Sie sich schon gesprochen?“

„Nein, gesprochen noch nicht,“ gestand Dimitri Krasewski der Wahrheit gemäß.

„Was tausend! noch nicht gesprochen, noch nicht begrüßt, marsch einander in die Arme, wie es zwei Jugendgepielen zukommt.“ Damit packte der alte Major Krasewski so ungestüm am wunden Arm, daß dieser leise aufschrie, und führte ihn zu Lowin.

Was wollten beide machen? Ihre gegenseitige Abneigung offen kund geben? Das duldete der Anstand nicht. Mit sauerer Miene und keineswegs freundlichem Gefühle umarmte der geschmeidige Lowin den jungen Vorsteher, während er ihn im Herzen tausend Meilen weit wegwünschte.

„So ist es recht,“ lachte Wassili Koforeff, daß ihm die kleinen Auglein überliefen. „Solche Manipulationen kommen jetzt ganz aus der Mode, selbst bei uns in Rußland, wo man sich früher auch nach kaum paar-tägiger Abwesenheit beim Wiedersehen umarmte. Die Welt wird so kalt,“ seufzte er.

„Indes uns Natalie Koforeff ein würdiges Diner bereitet,“ fuhr er fort, als er sah, daß keiner der beiden zum Sprechen Lust zeigte, „wozu die beiden Herren selbstverständlich eingeladen sind, können Sie uns ja die Unfallgeschichte erzählen, Krasewski, aber vor allem nicht traurig. Was machte denn das Fräulein Gouvernante?“

„Mademoiselle schrie,“ rief plötzlich aus der Fenster-ecke heraus, wo er sich zu Valerie gesetzt, ganz unehr-erbietig der kleine Wassili.

„Famoser Anblick muß das gewesen sein,“ lachte Wassili der Ältere aus Leibeskräften. Er dachte nicht daran, seinem Lieblingsföhnchen einen Verweis wegen seiner Unart zu geben. „Und Valerie schrie wohl auch?“ fragte er.

„Nein,“ sagte stolz der Knabe, „wir beide hatten keine Furcht.“

Krasewski verstand geschickt zu erzählen. Die Rede-gabe war wohl ein Erbstück seines verstorbenen Vaters, der ein Sprößling einer alten, aber verarmten Adels-familie, in jungen Jahren einer der redegewandtesten und gesuchtesten Advokaten Warschau's gewesen, bis die Revolution im Jahre 1831 ihm den Aufenthalt in der großen Stadt verleidete. Im Regierungskreise munkelte man, er habe in Volksversammlungen flam-

mende Reden für die Befreiung vom russischen Joch gehalten. Doch konnte man ihm wohl nichts beweisen, denn man ließ ihn unbehelligt ziehen. Er siedelte sich in der einsamen Gegend von Tomanowo an, kaufte große Grundstücke und stand bei den Bauern wegen seiner Rechtskenntnis und Feutlichkeit in hohen Ehren. Prozesse waren unter seiner Amtsleitung im Dorfe gänzlich unbekannt; er verstand es ausgezeichnet, entzweite Parteien auszusöhnen. Die Liebe der Bauern von Tomanowo zu dem alten Krasewski war auf den jungen übergegangen. Nach Beendigung seiner wissenschaftlichen Rechtsstudien, die er mit großer Sorgfalt getrieben, hatte Dimitri Krasewski, allen hochfahrenden Plänen entsagend, sich bei seinen Eltern aufgehalten und nach seines Vaters Tode die Leitung der Dorfgeschäfte übernommen. Sein größter Ehrgeiz war, gleich seinem Vater sich den Dank seiner Bauern zu erwerben und jeden Zwist von ihnen fern zu halten. Zuweilen gelang es ihm nicht, und dann sagte wohl mal ein hämischer Bauer: „Der versteht's nicht, er ist ja kein Vollblutpöle!“ Krasewski's Mutter war nämlich eine Deutsche, die hohe Gestalt des jungen Mannes, sein blaues Auge deuteten auf deutsche Abstammung hin.

„Brav gemacht,“ schmunzelte der Major, als der junge Vorsteher die Schilderung des so glücklich verlaufenen Abenteuers beendet.

„Dimitri hat aber etwas vergessen,“ rief der Kleine, der aufmerksam zugehört. „Der Braune hat ihn gebissen.“

„Was Teufel! so etwas ist Ihnen am eigenen Leibe passiert und das können Sie vergessen?“ fragte verwundert der Major.

„D,“ meinte heiter Krasewski, „das hat nichts zu bedeuten. Ich habe mir, bevor ich zu Ihnen kam, bei der alten Marianne in der Küche den Arm verbinden lassen und fühle wenig Schmerzen. Die einzige, unglückliche Folge war, daß ich eine halbe Stunde bei ihr aushalten und auf jede Frage Antwort stehen mußte; wenn ich nicht ihre Neugierde ganz befriedigte, drohte sie mir, würde sie mich unverbunden wegschicken. Ich fürchtete beinahe, mich durch Klatscherei veründigt zu haben.“

Der Alte lachte. „Da werden Sie eigentlich für's Diner wenig mehr zu sagen wissen und muß man Sie wohl mit Fragen verschonen?“

Der Eintritt Natalie Koforeffs unterbrach das Gespräch. Gleich darauf meldete ein Diener, daß serviert sei.

Die Hausfrau hatte sich, wohl zu Ehren der Gäste, in ein dunkles mit Spitzen reich besätes Seidengewand geworfen. Lächelnd reichte sie Lowin den Arm, der, ob der unerwarteten Ehre freudig errötend, sie durch die weit geöffneten Flügelthüren in das anliegende Speisegemach führte. Hätte er nicht das vertrauliche Flüstern des ihm folgenden Paares, des jungen Vorstehers und Valerians, vernommen, welche Wahrnehmung wie ein schmerzlicher Stich seine neidische Seele traf, er hätte sich für einen Moment vollständig glücklich gefühlt! Der alte Major machte mit seinem Söhnchen den Beschluß.

(Fortf. folgt.)

Die Vögel und die Cholera.

Es ist wiederholt die Beobachtung gemacht worden, daß bestimmte Vögel diejenigen Ortschaften, in denen die Cholera ausgebrochen ist, fliehen. Einen weiteren Beitrag hierzu liefert Herr F. von Levegow in einer an die »Tgl. Rdsch.« gerichteten Mitteilung, der wir folgendes entnehmen: „Wer das zwischen seinen vom schönsten Buchenwalde umkränzten Landseen reizend liegende Städtchen Raseburg im Herzogtum Posen besucht hat, dem werden, wenn er überhaupt ein Auge für das Treiben der Vogelwelt hat, die Scharen der Dohlen und Krähen nicht entgangen sein, welche morgens und abends das Dach des alten Domes umkreisen und bedecken und in den Wipfeln der ihn umgebenden ehrwürdigen Bäume mit großem Geschrei ihr Wesen treiben. Während meines Aufenthalts in Raseburg im Sommer 1853 pflegte ich auf den schöng gehaltenen Fußpfaden, welche sich an den Ufern der Seen durch das Gehölz hinziehen und herrliche Blicke auf den zwischen breiten Baumkronen malerisch gelegenen Dom bieten, allabendlich mit meiner Schwester einen Spaziergang zu machen. Auf einem solchen Gange gewahrten wir eines Abends zu unserer Verwunderung,

daß die Krähen und Dohlen, welche sich bereits bei dem Dome zur Nachtruhe eingefunden zu haben schienen, plötzlich, nachdem sie ungewöhnlich lauten Lärm gemacht, als wenn sie über einen besonders schwierigen Fall beraten hätten, trotz der späten Stunde sich wieder in die Luft erhoben, und in einem breiten, dichten Schwarme über den See und den Wald, in welchem wir standen, weg in der Richtung nach Mecklenburg davon flogen. — War dieser späte Ausflug mir schon wunderbar erschienen, so war ich noch mehr erstaunt, auch an dem folgenden Morgen keinen Laut von einer Krähe oder Dohle vom Dome her zu vernehmen. An diesem Tage wurde der erste Cholerafall mit tödlichem Verlaufe in Raseburg festgestellt und die Epidemie offenbarte in rasch aufeinander folgenden Fällen, wenn auch Gott sei Dank nicht auf lange Dauer, einen recht böartigen Charakter. Wir setzten während dieser Zeit unsere gewohnten Spaziergänge an dem Ufer des Sees fort, und in diesen trüben Tagen machte es einen fast unheimlichen Eindruck, daß der jedem Raseburger so gewohnte Krähenlärm gänzlich verstummt war; — sie waren und blieben verschwunden. Lange spähten wir vergeblich nach ihnen aus. Da, eines Vormittags, beobachtete ich von meinem Fenster aus zwei einzelne Krähen, welche über den See geflogen kamen. Sie kreisten längere Zeit über dem Dome und ließen sich dann auf das Dach desselben nieder. Nachdem sie eine Weile dort gerasst, umkreisten sie noch einige Male den Dom und flogen dann wieder über den See davon in derselben Richtung, welche damals der ganze Schwarm genommen. Waren dies Kundschafter? Die Nachrichten, welche sie überbracht, mußten gut gewesen sein, denn noch an demselben Abend kehrte die ganze Schar in dichten Schwärmen zurück und machte auf dem Dome einen Heidenlärm, als ob das Versäumte nachgeholt werden sollte. Wir hatten auf unserem gewohnten Spaziergange die Wiederkehr der alten Freunde mit großem Interesse beobachtet. Als wir unsere Wohnung wieder betraten, trafen wir dort unseren Hausarzt, mit dem ich über die von mir beobachtete Abreise der Krähen sprach. Als ich ihm nun die so eben erfolgte massenhafte Wiederkehr derselben erzählte, sagte er erstaunt: „Das ist allerdings ein eigentümliches Zusammentreffen! — Seit gestern Abend ist kein Cholerafall mehr in der Stadt und Umgegend vorgekommen.“ — In der That, wie mit einem Schlage war die Epidemie erloschen. Zwar trat der Typhus nicht minder böartig sofort an ihre Stelle; der schien aber die Krähen nicht zu belästigen, denn sie behaupteten wieder ihr Standquartier auf dem Dome, wie früher. — Im Herbst 1853 trat ich in königlich bayerische Dienste, und in München selbst angestellt, erlebte ich dort die während der Welt-Ausstellung heftig ausbrechende Cholera-Epidemie. Meine Aufmerksamkeit richtete sich natürlich wieder sofort auf die auch hier zahlreich hausenden Dohlen und Krähen. Auch hier waren sie wie mit einem Zauber-schlage verschwunden, nur war ich hier nicht wie in Raseburg im stande, ihr sofortiges Entweichen mit dem Auftreten, wie ihre sofortige Wiederkehr bei dem Erlöschen der Epidemie beobachten zu können.“

Vermischtes.

Unterschied über den Hitzschlag.

Alljährlich wird bei vielen Regimentern bei Eintritt der heißen Jahreszeit den versammelten Unteroffizieren seitens eines Arztes ein Vortrag über den Hitzschlag, die Anzeichen desselben, sowie über die dagegen anzuwendenden Mittel gehalten. Ein Unteroffizier eines brandenburgischen Infanterie-Regiments, der diesem Vortrage aufmerksam gefolgt war, glaubte einen Teil dieser Rede seinen Leuten wiedergeben zu müssen. Er ließ seine Korporalschaft antreten und sprach also: „Stillgestanden! Die große Hitze veranlaßt mich, auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die Euch droht, von die Hitze getötet zu werden. Wenn einer von Euch schlapp werden sollte, was sich dadurch zeigt, daß er ins Gesicht weiß oder blau wird, taumelt oder gar umfällt, so macht das einen schlechten Eindruck. Um solche Schlappheit zu verhindern, müßt Ihr morgens tüchtig Kaffee trinken, die Pullen damit vollmachen und ja keinen Schnaps trinken, denn der Spiritus und die Liebe sind die Hauptelemente der Schlappheit; also vor die Sommerzeit weg mit die beiden! Will aber dennoch einer umpurzel, so rufen die anderen

Kameraden einen von uns Unteroffizieren; wir haben Riechfläschchen mit Salmiatgeist, der bringt so'n Unglücksraben wieder auf die Beine. Müller, riechen Sie mal an das Zeug! (Müller riecht.) Herr Gott von Spandau, was machen Sie vor'n dummes Gesicht! Na, Ihr könnt es mich glauben, daß das, was unser Regimentsarzt uns verordnet, jut ist. Also morgen geht es sehr weit, darum eßt feste, und ooch keenen Schnaps; dafür aber morgen früh Kaffee einjumpt, bis Euch die Lust ausgeht! Sollte dennoch einer zusammenknitzen, so bringt ihn auf die Seite, macht ihm die Binde und den Kragen auf, hebt ihm die Beine in die Höh', hebt ihm Kaffee und übt mit den Fäusten einen leisen Druck auf'n Bauch aus! Bleibt der doch noch schlapp, so mag sich nachher der Doktor mit dem Rekl ärgern! Weggetreten!“

Ein originelles Mittel gegen die Cholera.

Ein alter Soldat, der im Jahre 1866 in Komorn in Garnison lag, wo bekanntlich damals die Cholera sehr heftig auftrat, schreibt: „Ich sowie einige hundert Mann der Komorner Garnison wurden von der Cholera befallen und man brachte mich in das Garnisonsspital. Links und rechts von mir starben die Leute weg und ich gestehe, mir war schon ganz unheimlich vor Angst. Da trat ein alter Wärter, der in dem Hause stand, niemals nüchtern zu sein, auf mich zu und fragte mich, ob ich Geld habe. Als ich dies bejahte, meinte er, er werde mir etwas geben, was vielleicht helfen könne. Wenn auch das nicht helfe, dann gebe es für mich kein Kraut mehr. Darauf brachte mir der Wärter ein halbes Seidel Kornbranntwein, in das er einen Eßlöffel voll Paprika schüttete. Ich trank diese scheußliche Mixture, verspürte bald darauf ein heftiges Brennen in den Eingeweiden — des anderen Tages wurde ich in das Refonvaleszenten-Zimmer gebracht und am dritten Tage aus dem Spital entlassen. Mich würde nun interessieren, zu erfahren, ob der Paprika oder der Schnaps die Cholera-Bacillen getötet hat.“

Ausdauer der Pferde. Erstaunlich ist die Ausdauer der Pferde in der Entbehrung der Nahrungsmittel und des Wassers. Man hat Versuche angestellt, um zu erfahren, wie lange Pferde unter besonderen Umständen, z. B. in belagerten Festungen, ohne Futter würden leben können. Es hat sich hierbei herausgestellt, daß ein Pferd 25 Tage leben kann, wenn es nur das nötige Wasser zum Saufen erhält, jedoch nur fünf Tage, wenn es feste Nahrung und kein Wasser erhält. Hat ein Pferd 10 Tage lang festes Futter und dazu ungenügend Wasser erhalten, so ist der Magen abgenutzt und das Pferd verendet. Hierdurch ist klar erwiesen, daß regelmäßiges und ausreichendes Verabreichen von Wasser durchaus notwendig ist. Bekanntlich wird von den Pferdedressirern häufig den renitenten Pferden das Wasser entzogen, um sie gefügig zu machen.

Düpiert. In einer Landgemeinde N. der holländischen Provinz Nordbrabant sollte ein Lehrer angestellt werden. Da sich verschiedene Kandidaten um die Stelle beworben hatten, wurde ein Examen abgehalten und dann die zwei besten dem Gemeinderate zur Nominierung vorgeschlagen. Derjenige, dessen Namen in zweiter Reihe auf der Vorschlagsliste figurierte und also sehr wenig Chancen hatte, ernannt zu werden, konnte es natürlich nicht verwinden, daß ihm die Stelle entgehen sollte. Er ging deshalb zu einem Mitgliede des Gemeinderates und teilte diesem mit, daß er wohl wenig Hoffnung auf die Erlangung der Stelle habe, da er in Erfahrung gebracht, daß sein Name in zweiter Reihe auf der dem Gemeinderate zu unterbreitenden Liste stehe. Es wäre für ihn aber sehr peinlich, falls in der betreffenden Sitzung, in welcher über die Ernennung abgestimmt werden sollte, keine einzige Stimme auf ihn fallen würde; er würde ihm deshalb sehr dankbar sein, wenn er seine Stimme ihm geben wollte. Natürlich konnte das Mitglied des Gemeinderates ihm diesen Dienst nicht versagen, da er gleichwohl mußte, daß die übrigen Mitglieder selbstverständlich für den als Nr. 1 auf der Vorschlagsliste fungierenden stimmen würden. Unser Lehrerkandidat setzte aber seine Besuche bei den Gemeinderatsmitgliedern fort und wiederholte auch überall die nämliche Bitte; die Folge hiervon war, daß er am Wahltag mit allen Stimmen aus der Wahlurne hervorging und auch ernannt wurde.

Hierzu eine Beilage.

Was die Liebe vermag.

(Fortsetzung.)

III.

„Was gibt's, Heinrich? Was ist meinem Bruder begegnet?“ sagte mit bebender Stimme das erschrockene Mädchen.

„O, Fräulein, wenn Sie wüßten! Sie allein können ihn abhalten, Sie, die er so sehr liebt. . .“

„Was ist es denn? Sprich, Heinrich!“

„Er wird morgen erschossen, wenn Sie ihn nicht abhalten. Die Gefangenen sind diesen Morgen in Auray abgeurteilt worden; morgen früh mit Tagesanbruch werden sie in Vannes erschossen. . .“

„Und mein Bruder?“

„Er ist gleichfalls zum Tode verurteilt worden, aber er hat auf sein adeliges Ehrenwort die nachgesuchte Erlaubnis erhalten, seine Mutter und Schwester noch einmal sehen zu dürfen; er hat sein Ehrenwort gegeben, sich diesen Morgen zu stellen. . . sein Ehrenwort, Fräulein! Mathias, der Reitknecht, ist in Auray gewesen, wo er alles erfahren hat; vor kaum einer Stunde ist er zurückgekehrt, er hat zuerst mich angetroffen, als ich im Hofe nachsah, ob alles gut verschlossen sei; unter Thränen hat er mir erzählt, was sich zugetragen; ach, wie reiten wir ihn, was ist zu thun?“

„Gefangener auf Ehrenwort!“ sagte Marie nachdenklich — „das Ehrenwort eines Edelmannes muß gehalten werden.“

„Er wird es halten, leider Gott! Als er die Treppe herauf ging in sein Zimmer, sagte er leise zu mir: Heinrich, du weckst mich morgen früh um 4 Uhr, aber leise, damit niemand gestört werde. — Ich habe zugesagt, ich muß ihn wecken, daß er dem Tode entgegengehe — oh! der Sohn meiner guten Gebieterin, das Kind, welches ich auf meinen Armen getragen habe! O, mein Gott, welch' schreckliche Zeiten!“

Während der Greis so sprach und jammerte, schien in Marie etwas Eigentümliches vorzugehen; ihre Brust hob sich, ihr Auge glänzte und eine edle Röte überzog ihr schönes Angesicht; sie warf einen Blick in den Spiegel und schien ihr Bild mit einer Art Freude zu betrachten. Dann sagte sie mit Ruhe: „Mein Bruder wird nicht sterben, er darf nicht sterben! Wecke ihn ja nicht auf, Heinrich; Sorge dafür, daß nirgends im Hause die Ruhe der Nacht gestört werde, daß alles still bleibe, und es wird gut gehen.“

„Wie Sie befehlen, mein gutes Fräulein; o, wenn er nur am Leben bleibt; Was würde die gnädige Frau Mutter thun, wenn sie ihn nicht hätte, wenn sie ihn auf solche Art verliere!“

„Gott hat ihn nicht umsonst der Mutter zugeführt; er muß ihr bleiben, bleiben für sein ganzes Leben! Geh', lieber Heinrich, halte wohl Wache und sage morgen früh niemanden etwas von dem, was du gehört hast; alles Uebrige überlasse mir.“

Beruhigt durch den sicheren und überzeugenden Ton seiner jungen Gebieterin, zog sich Heinrich still zurück; Marie blieb allein und erwog die beste Ausführung ihres Entschlusses, welcher das Leben und die Ehre des geliebten Bruders retten sollte; nie hatte ihr Herz heftiger gepocht, aber auch nie voll reineren Glückes, als in dem Augenblick, wo der rettende Gedanke ihr gekommen war. Noch einmal blutete sie in den Spiegel — es mußte gelingen! Die Augenblicke waren kostbar, der Zeiger der Uhr wies bald Mitternacht; sie stellte das Pendel, damit die Uhr nicht schlage und vielleicht den Bruder wecke. Dann setzte sie sich an den Tisch und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das sie offen auf den Tisch legte. Hierauf ergriff sie eine Scheere und schnitt sich die Haare kurz ab und legte sie auf den Tisch. Dann schlich sie sich wieder auf den Balkon und schaute durch das Fenster in das Zimmer des Bruders. Als sie sich überzeugt hatte, daß derselbe fest schlafte, ging sie zurück und trat bald darauf leise in das Zimmer, wo Franz, todmüde von den Anstrengungen des Tages, in tiefem Schläfe lag. Vorsichtig nahm sie den Wecker

von dem Nachtschischen und die Kleider des Schlafenden von dem Sessel neben seinem Bette, und nachdem sie noch einen Blick der zärtlichsten Liebe auf ihn geworfen, verließ sie das Zimmer: „Behüte dich Gott, mein teurer, mein innigstgeliebter Bruder!“ sprach sie in ihrem Innern; „ich lasse dich der Mutter zurück, damit du sie trösten könntest über meinen Tod. O, Gott, schenke ihm einen tiefen Schlaf, damit er nicht zu bald erwache; ich empfehle dir, o mein Gott! das Liebste, was ich habe, meine Mutter, meinen Bruder!“

Also betend betrat sie wieder ihr Zimmer und kleidete sich eiligst an. Dann warf sie noch einmal einen Blick in den Spiegel und trat überrascht zurück: so groß war die Ähnlichkeit, daß sie den eigenen Bruder zu sehen vermeinte; nur einer Mutter wäre es möglich gewesen, in der Uniform die Schwester von dem Bruder zu unterscheiden. Voll Freude über die große Ähnlichkeit, welche das Gelingen ihres Planes unzweifelhaft machte, ging sie in den Stall hinab, wo das Reitpferd ihres Bruders auf dessen eigene Anordnung von gestern abend marschbereit stand. Sie führte

Marie wartete:

„Franz v. Turgis!“

„Hier!“ antwortete eine sanfte, aber feste Stimme und Marie trat in die Reihe. Höher pochte ihr Herz — sie stand statt ihres Bruders hier, war als er anerkannt worden.

Diese erste Abteilung der Schlachtopfer bestand aus 70 Männern, an der Spitze Herr v. Sombreuil und der Bischof von Dole; ernst und ruhig schritten sie die Straße dahin; mehrere Frauen knieten nieder, der Bischof verstand sie und erteilte ihnen seinen Segen. Marie kam in der letzten Reihe; ihre Begleiter waren zu sehr mit sich selbst und mit den Gedanken an Gott und die lieben ihrigen beschäftigt, als daß sie auf den frommen Betrug geachtet hätten, der auch schwer zu entdecken gewesen wäre; Marie marschierte festen Schrittes daher, aber mit gesenkten Augen, denn die natürliche Furchtsamkeit und Angstlichkeit des Mädchens in Gesellschaft von lauter Männern und Kriegern vermischte sich bei ihr mit dem Mute der Martirin; sie gehörte zu jenen heldenmütigen Jungfrauen, von welchen der heil. Ambrosius sagt, daß sie unerschrocken dem Tode ins Auge blickten, vor den Blicken aber schüchtern das Auge senkten. Die einzige wirkliche Furcht, welche sich ihrer bemächtigte und sie in ängstlicher Aufregung erhielt, war die, daß ihr Bruder durch irgend einen Zufall früh genug erwache und ihren Plan vereiteln könnte; sie hätte gern die Schritte beschleunigt, um ja ihres Todes, der Rettung des geliebten Bruders, sicher zu sein.

Endlich gelangte man an dem Ziele an, wo die Hinrichtung vor sich gehen sollte. Es war dies ein öffentlicher Spaziergang, die Garenne genannt. Die Gefangenen wurden in zwei langen Reihen aufgestellt, die Soldaten richteten ihre Gewehre, der Bischof von Dole erhob die rechte Hand und erteilte seinen Mitbrüdern im Tode den Segen und die Absolution. Marie kniete mit den übrigen nieder und betete laut mit ihnen. Die Soldaten stellten sich auf, und überglücklich fiel sie, von mehreren Kugeln durchbohrt, und hauchte ihre edle Seele aus.

(Schluß folgt.)

Empfehlend.



Küchenfee (zu einem zur Uebung-eingezogenen vermögenden Bauerssohne): „Warum heiraten Sie denn nicht, Herr Schmalzer?“

Grenadier: „Heiraten ist leicht gesagt! Ich brauche eine Frau, die wirtschaftliche Kenntnisse besitzt; wo findet man heutzutage ein solches Mädchen?“

Küchenfee: „O doch! Ich wüßte Ihnen eine Frau, die die Wirtschaft aus dem Grunde versteht. Heiraten Sie — mich, ich bin unter dem Vieh aufgewachsen.“

daselbe vorsichtig aus dem Stall; der Regen hatte den Boden erweicht, so daß man kaum ein leises Geräusch beim Auftreten des Pferdes vernahm. Sie öffnete das Thor, führte das Pferd hinaus, schloß wieder und schwang sich in den Sattel. Noch einen zärtlichen Blick auf das geliebte Mutterhaus — und das Pferd trabte schnell und sicher von dannen auf dem Wege nach Vannes.

Die Morgenröste entwand sich mühsam, aber ruhig, den Umarmungen einer düsteren Gewitternacht und vergoldete die Spitzen der schweigenden Thürme, als Marie zu den Thoren von Vannes einritt. Die Stadt war bereits in Bewegung, Trommeln wirbelten, Gruppen von Neugierigen drängten sich in den Straßen, und sie durfte nur dem Strome der allgemeinen Bewegung folgen, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen, zu der Kirche, in welcher die Gefangenen von Quiberon ihre letzten Stunden zugebracht hatten. Eben sollte die Verlesung vorgenommen werden; die Gefangenen wurden in Abteilungen vorgeführt und bei ihren Namen aufgerufen.

seine Uhr ist die Sonne und er weiß aus ihrem Stand am Himmel sehr genau Zeit und Stunde anzugeben. Er würde es nicht verstehen können, wenn man in Zukunft die Uhren nicht mehr nach der Sonne, sondern nach Berlin stellen sollte und also die natürliche Zeit in stetigem Widerspruch mit der Uhrzeit stehen würde. Im Osten und Westen von Deutschland macht der Zeitunterschied von Berlin immerhin schon eine halbe Stunde aus, was namentlich im Frühjahr und Herbst sehr in Betracht kommt. Der Deutsche liebt das Deutsche Reich und freut sich darüber — aber Berlin soll ihm nicht das Deutsche Reich sein, wie den Franzosen Paris Frankreich; seine Zeit und seine Uhr will er nach der Sonne richten. Bei den Eisenbahnen ist es ja bisher ganz gut gegangen, daß die Zeitangaben der Fahrpläne nach den Ortszeiten berechnet wurden; es läßt sich also nicht absehen, warum das nicht auch fernerhin gehen und geschehen solle. Man muß nicht zentralisieren, wo es nicht absolut nötig ist. Wollte die Bahnverwaltung ihre Fahrpläne nach der

Eine Normalzeit.

Durch die offiziöse Presse ging neulich ein Artikel, der zweifellos aus dem Eisenbahn-Ministerium stammte und in welchem lebhaft die Herstellung einer „Normalzeit“ für das ganze Land bestritten wurde. Alle Uhren in Deutschland sollen nach der Berliner Uhr gestellt werden, so daß überall in Deutschland zu gleicher Zeit die Uhren dieselben Stunden und Minuten zeigen. So ist es in Frankreich, wo alle Uhren nach der Pariser gehen. Ein anderer Vorschlag geht dahin, nur die Eisenbahn-Uhren alle nach der Berliner Uhr zu stellen. Wir glauben nicht, daß die Regierung in Deutschland für einen solchen Vorschlag den Beifall des Volkes finden würde. Der Bauer trägt in der Regel keine Uhr in der Tasche,

Berliner Zeit aufstellen, während die Ortsuhren noch nach der Sonnenzeit sich richten, so würde eine ganz heillose Verkehrsverwirrung entstehen, weil ja die Berliner Zeit nur für Berlin und die nächste Umgegend, nicht aber für ganz Deutschland zutrifft, so daß schließlich die Bahnverwaltungen selbst den größten Schaden davon haben und sich zum Nachgeben gezwungen sehen dürften; denn an eine allgemeine Einführung der Berliner Ortszeit ist nicht zu denken, hat auch gar keinen zureichenden Grund. Die Welt dreht sich, und will sich um die Sonne und nicht um eine Normaluhr drehen; und an seiner Uhr will das Volk sehen, wie lange es noch bis zu Sonnenuntergang oder Sonnenaufgang ist, um seine Arbeitszeit richtig einteilen zu können. Der Zusammenhang mit der Sonne läßt sich nicht verleugnen und nicht umgehen.

Welche Unordnung würde entstehen! Man denke sich, die Bewohner der süd-, west- und ostdeutschen abgelegenen Städtchen und Dörfer sollten ihre Uhren nach der Berliner Normaluhr stellen! Wie viele Uhren würden dann in Deutschland wohl noch richtig gehen, während jetzt, wo die Turmuhren nach der Sonne reguliert werden, und wenn sie auch noch so mangelhaft sind, man doch überall annähernd richtig gehende Uhren hat.

Der verhängnisvolle Totenschädel.

In einer ehemaligen Reichsstadt lebte ein Schmied mit seiner Frau, beide jung an Jahren. Er war ein fleißiger, braver Mann, sie eine tüchtige Hausfrau. Da befiel den Schmied eine langwierige Krankheit, die, trotz aller ärztlichen Kunst und der besten häuslichen Pflege, nicht weichen wollte. Das Schmiedegeschäft wurde unterdessen von einem geschickten Gesellen fortgeführt, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, nach dem Tode des Meisters die junge Witwe ehelichen zu können. Um ihre Gunst und Zuneigung zu erwerben, arbeitete er unermüdet, führte einen sehr eingezogenen, nüchternen Wandel und war die Zuverlässigkeit und Freundlichkeit selbst gegen die junge Frau. Leider war diese nicht blind und unempfindlich gegen die einschmeichelnde Freundlichkeit des Gesellen, und dadurch entspann sich ein geheimes, sündhaftes Verhältnis zwischen beiden. Sie hofften, der Tod werde bald das Eheband lösen und es ihnen ermöglichen, in den Ehestand zu treten. Doch der Tod zögerte, ihre Wünsche zu erfüllen. Da faßte das Weib den entsetzlichen Gedanken, ihren Mann zu ermorden, und teilte ihr Vorhaben dem Gesellen mit, der, nach einigem Widerstreben, seine Zustimmung und Einwilligung gab. Dem gefaßten Entschluß folgte bald die That, und schon in der nächsten Nacht wurde sie ausgeführt. Beide näherten sich dem schlummernden Kranken. Das herzlose Weib hält über dem Haupt ihres Mannes einen langen, dünnen Nagel, ein wuchtiger Hammerschlag des Gesellen treibt denselben ins Gehirn, und augenblicklich ist der Meister eine Leiche. Behutsam streichen sie die Haare über den Kopf des Nagels und bedecken das Haupt des Ermordeten mit einer weißen Zippeltappe. Grabesstille herrscht ringsum, niemand hat das fluchwürdige, höllische Verbrechen mit angesehen als — das Auge dessen, der ins Verborgene sieht. Niemand schöpft Verdacht, als der schnelle Tod des Schmiedes bekannt wird, und selbst das leichenblasse Antlitz des Gesellen bei der Beerdigung, der hinter der Wahre geht und am Grabe wie ein nasser Pudel zittert, erweckt keinen Verdacht. Auch als nach dem verfloßenen Trauerjahr die Witwe dem Gesellen die Hand zum Ehebund reicht, findet niemand darin etwas Auffallendes. Dreißig Jahre später gräbt der Totengräber ein Grab. Reißt anderen Gebeinen schaufelt er auch einen Totenschädel heraus, der zur Seite rollt und unbeachtet bleibt. Als aber das Grab ganz fertig ist und der Totengräber sich prüfend vor dasselbe stellt, ob es auch lang, breit und tief genug sei, sieht er voll Verwunderung den Totenschädel sich hin- und herbewegen. Er hebt ihn auf und entdeckt in seinem Innern eine Kröte, deren Bewegungen auch den Totenschädel hin- und herbewegt hatten; aber zugleich entdeckt er auch einen spitzen, langen Nagel, der in der Hirnschale steckt. Wie Wetterleuchten zuckt's durch seine Seele: „Hier ist ein Verbrechen, ein Mord begangen worden!“ Er verbirgt den Totenschädel unter seinem Mantel und geht direkt zum Pfarrer. Diesen, einen ehrwürdigen Greis, setzt er von seiner Entdeckung in Kenntnis, zeigt ihm den Totenschädel und teilt ihm zugleich seinen Verdacht mit.

Der Pfarrer fragt ihn, ob er nicht wisse, wer in dem fraglichen Grabe einst beigelegt worden sei? „Freilich,“ entgegnet der Totengräber, „ich selbst habe vor etwa dreißig Jahren jenes Grab gegraben und den Leichnam jenes Schmiedes in dasselbe senken helfen, dessen Geselle sein hinterlassenes Weib geehelicht hat.“ Des anderen Tages läßt der Pfarrer die erwähnte Frau ins Pfarrhaus rufen, nachdem er den Totenschädel mit dem hervorstehenden Nagel auf den Tisch gestellt und mit einem Tuch verhüllt hatte. Er erkundigt sich nach ihren jetzigen und früheren Verhältnissen, lenkt das Gespräch auf ihren ersten Mann und fragt sie dann, ob sie etwa denselben wieder erkennen würde, wenn er ihr erschiene? „Mein Gott,“ erwidert hierauf, zusammenfahrend, das Weib, „was soll diese Frage bedeuten?“ Da zieht der Pfarrer das Tuch von dem Schädel hinweg. — Erblassend und erbebend ruft das Weib: „Gott sei mir gnädig! Mein Mann!“ und sinkt ohnmächtig zusammen. Wieder zu sich gekommen, gesteht sie ihr Verbrechen, und vor dem Blutgericht legen beide das Geständnis ab, den Mord begangen zu haben. Auf dem Blutgerüst empfangen sie den Lohn ihrer schrecklichen That.

Vermischtes.

Entfernung des schlechten Geruchs beim Fleische.

Um dem Fleische selbst den stärksten Hautgout zu benehmen, ist das einfachste Mittel das mangansaure Kali. Man löst in einem Liter recht reinen, am besten sogar destillierten Wasser etwa 20 Gramm mangansaures Kali auf, welche Lösung sich bei gutem Verschluss der Flasche jahrelang, ohne zu verderben, aufbewahren läßt. Das Fleisch, welchem man den übeln Geruch benehmen will, lege man nun in ein Gefäß, übergieße dasselbe mit ganz reinem Wasser, so daß dieses das Fleisch gänzlich bedeckt. Dann bringe man von der bereiteten mangansauren Kali-Auflösung je nach der Größe des Fleischstückes oder des Wildes mehr oder weniger Tropfen dazu, bis das Wasser, in welchem das Fleisch liegt, eine rötliche Färbung erlitten hat. In diesem mit mangansaurem Kali durchsetzten Wasser bleibt das Fleisch 10—15 Minuten liegen, wobei dasselbe von außen eine weißliche Farbe annimmt, welche sich beim späteren Braten oder Kochen des Fleisches wieder verliert. Der üble Geruch ist aber vollständig verschwunden.

Um Hufe weich und elastisch zu erhalten, bemerkt Tierarzt Janisch zu Wittstock im »Landboten«, hat man verschiedene Hufschmierer, zum Teil unter hochtönenden Namen, empfohlen und angewendet; aber keine von allen hat ihren Zweck erfüllt, weil die aus Tierfett bereiteten auf dem Hufe ranzig werden und dann reizend und austrocknend wirken und wie die mit Harzen oder ätherisch-brenzlichen Stoffen versetzten auf den Hufen feste, harte Krusten bilden, welche die Einwirkung der Feuchtigkeit abhalten und dadurch das Hufhorn spröde und bröcklich machen. Seit das Baselin, ein aus Petroleum gezogenes Fett, welches nie ranzig und trocken wird, bekannt geworden, habe ich durch Verbindung desselben mit Glycerin, welches das Horn sehr erweicht, aber für sich allein zu leicht vom Wasser abgewaschen wird, eine Hufschmiere zusammengesetzt, welche sich gegen spröde und bröckliche Hufe vorzüglich bewährt. Sind aber die Hufe nicht spröde, so ist es vorteilhafter, überhaupt keine Schmiere anzuwenden, sondern die Hufe nur täglich ein- bis zweimal mit reinem Wasser gut abzuwaschen und bei trockener Witterung oder bei längerem Stallstehen täglich etwa 4—6 Stunden lang nasse Lappen um die Hufe zu legen, doch vorher jedesmal die Hufe gründlich abzuwaschen.

Eine thörichte Wette. In einem Villenort bei Petersburg hat sich vor kurzem folgendes zgetragen. Ein junger Mann, der die in jener Gegend wohnende Familie seiner Braut besuchte, verlor bei einem Spaziergange sein Zigarren-Etui. Es war schon spät abends, als er es vermisste. Er sprach bei dieser Gelegenheit sein Bedauern darüber aus, daß es schon so spät sei, sonst würde er das Etui gewiß finden, denn er habe es, wenn er sich recht besinne, auf dem Kirchhof, den sie besucht hatten, in der Nähe der Kirche liegen lassen. Seine Braut neckte ihn scherzweise wegen seiner Gespensterfurcht, was ihn derart reizte, daß er ihr die

Wette anbot, sofort zum Kirchhof zurückzugehen und zum Beweise, daß er dort gewesen, einen Totenkrantz mitzubringen. Die Mutter der Braut riet ernstlich von dem Unternehmen ab, aber der in seinem Stolz verletzte Bräutigam ließ sich nicht halten. Vorsichtshalber instruierte die Mutter den Gärtner, daß er ihm nachgehe. Jetzt liegt der junge Mann an einem hitzigen Fieber schwer darnieder und ringt mit dem Tode. Er hatte ganz gelassen den Gitterzaun des Kirchhofes überklettert, hatte bei der Kirche, wie er voraussetzte, sein Zigarren-Etui gefunden, von einem Grabe einen Kranz aufgenommen und wollte dann auf demselben Wege zurückkehren, den er gekommen. Beim Herabspringen vom Zaun war er aber mit seinem Mantel an einer Zinke hängen geblieben und wurde in bewußtlosem Zustande in dieser Lage vom Gärtner gefunden. Wahrscheinlich hat ihm die aufgeregte Phantasie vorgespiegelt, daß ihn beim Verlassen der Ruhestätte der Toten jemand gepackt habe.



Müller: Nee, daß es mit der irrlindlichen Beendigung des Kulturkampfes aber auch jar nich recht vorwärts will!
Schulze: Id finde das ganz natürlich.
Müller: Woso?
Schulze: Na, weil der Kulturkampf ein Krebs is, der an dem deutlichen Leibe freißt und der Krebs eben nich vorwärts, sondern rückwärts jehen duht.
Müller: Au!

lokales und Provinzielles.

— Am Frühmorgen des 6. August wurde der Chefredakteur der »Schles. Volksztg.«, Dr. Arthur Hager, nach nur neuntägigem Kranksein vom Herrn über Leben und Tod in's bessere Jenseits abberufen. Die Kunde von dem unerwarteten Hinscheiden unseres rastlosen Vorkämpfers, welche der Telegraph alsbald in das Land hinaustrug, verfehlte nicht, allenthalben, wo treue katholische Herzen schlagen, das Gefühl schmerzlicher Teilnahme und das Bewußtsein unersehbaren Verlustes zu wecken. Das katholische Schlesien vor allem ward sich bewußt, daß es eine Ehrenschuld dem Toten abzutragen habe. Es bildete sich ein Komitee, welches sich mit einem Aufruf an die Katholiken der Provinz wandte, um durch Setzen eines würdigen Grabdenkmals und Stiftung eines Anniversariums dem edlen Manne den Tribut schuldiger Dankbarkeit zu zollen. Die Gaben flossen reichlich, so daß bereits am ersten Gedächtnistage seines Todes die kirchliche Einweihung und Uebergabe des Denkmals an die Familie des Verewigten erfolgen und das erste Anniversarium gehalten werden konnte. Nachdem des Morgens 7 Uhr in der St. Vinzenz-Kirche vom Herrn Erzprieester Pfarrer Schmidt das feierliche Requiem mit Libera gesungen war, wurde um 8½ Uhr auf dem Friedhofe der Kirche unter zahlreicher Beteiligung von dem genannten Hochw. Herrn das Denkmal geweiht und übergeben, wobei derselbe in einer warmen Gedächtnisrede die Verdienste des früh Verbliebenen um die Sache Gottes und seiner Kirche eingehend würdigte. Das Denkmal — aus weißem karra-rischem Marmor — bildet eine Zierde des Friedhofes. Die Inschrift lautet: „Dr. Arthur Hager, Chef-Redakteur der Schles. Volkszeitung, geb. 21. April 1835 zu Altenburg, gest. 6. August 1883 zu Breslau. R. i. P.“ und auf der Rückseite: „Dem treuen Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht!“ Grabhügel und Gitter hatten liebende Hände mit Blumen und Kränzen über und über geschmückt. Für die Seele des Verstorbenen wird nun alljährlich am Todestage desselben das heil. Messopfer dargebracht werden. Es sei noch bemerkt, daß die Sammlung für das Anniversarium und das Denkmal erst zum 1. Oktober geschlossen wird und bis dahin noch von allen katholischen Blättern der Provinz resp. der Diözese Beiträge entgegengenommen werden. Ein etwaiger Ueberschuß der Sammlung soll den Hinterbliebenen zur freien Verfügung überlassen werden. — Ein treu gezeichnetes Lebensbild mit Portrait, aus Freundesfeder stammend, wird demnächst der St. Hedwigs-kalender bringen.

— Der vielfach angekündigte Anthropologen-Kongress (XV. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft) hat programmgemäß begonnen und gleich am ersten Verhandlungstage, gestern, eine Reihe hochinteressanter Vorträge aus dem Gebiet der Urgeschichte der Menschheit oder vielmehr der Forschung über die vorgeschichtliche Existenz der Menschheit gebracht. Schon Sonntags waren die meisten der gelehrten Teilnehmer von verschiedenen Seiten her in Breslau eingetroffen, um sich mit den Breslauer Kollegen zu vereinigen. Auch der Vorsitzende der genannten Gesellschaft, Prof. Dr. Virchow-Berlin, und der berühmte Troja-Erforscher Dr. Schliemann waren schon am 3. August angelangt. Das Versammlungslokal, das Breslauer Konzerthaus, das prächtigen Festsaal angelegt hat, war denn auch schon am Sonntag Abend reichlich besetzt. An den Verhandlungen des Kongresses nimmt auch ein weibliches Mitglied der oben bezeichneten Gesellschaft, Fräulein Nestorff aus Kiel, Custodin des archäologischen Museums der dortigen Universität, teil. Montag vormittag 9 Uhr fand die offizielle Eröffnung des Kongresses statt. Es wohnte dem feierlichen Akt eine große Zahl von Herren und Damen bei. Herr Geh. Rat Professor Virchow hielt eine etwa 1 1/2 stündige Eröffnungsrede, in welcher er die Ziele und Zwecke der anthropologischen Kongresse erläuterte, auch darauf hinwies, daß in Schlesien wohl noch nicht das Wissenschaftswerte in der hier in Betracht kommenden Wissenschaft geleistet worden sei, dann das Andenken des hochverdienten verstorbenen Gelehrten Prof. Dr. Göppert-Breslau ehrte und den Wunsch ausdrückte, daß diese Versammlung eine kräftige Anregung in Schlesien geben werde. Namens der staatlichen Behörden begrüßte Herr Oberpräsident v. Seydewitz, namens der Stadt Herr Oberbürgermeister Friedensburg den Kongress. Der Abend brachte ein ungemein anregend und sehr heiter verlaufendes Bankett für die Kongreßteilnehmer und verschiedene Freunde und Gönner der Sache.

— Nachdem am 25. v. Mts. die Studirenden der katholischen Theologie hiesiger Universität in einer Versammlung beschloffen hatten, dem seitherigen Privatdozenten für Kirchengeschichte und Kirchenrecht, Herrn Dr. Maximilian Sdralek, aus Anlaß seiner Berufung als ordentlichen Professor der Kirchengeschichte an der Akademie zu Münster eine Ovation darzubringen, begab sich am Donnerstag eine Deputation, bestehend aus den Kandidaten der Theologie: Aloys Friedrich, Ritus Schramm, Joseph Fenzler, Albert Rauschel und Viktor Los in die Wohnung des scheidenden Dozenten und brachte ihm im Namen und im Auftrage der Studirenden der katholischen Theologie unter Ueberreichung eines silbernen Weichfells nebst Kreuz herzliche Glückwünsche dar. Insbesondere gab sie dem Wunsch Ausdruck, daß der Scheidende recht bald der heimathlichen Universität zurückgegeben werden möchte.

— Der in Glogau erscheinende „Niederschlesische Anzeiger“ schreibt: „Wie uns aus bester Quelle mitgeteilt wird, gedenkt nun auch Herr Staatspfarrer Becherer in dem benachbarten Polkwitz auf seine weitere Amtsführung zu verzichten. Die Verhandlungen über die finanzielle Frage zwischen der Staatsbehörde und der Kirchengemeinde Polkwitz sind bereits im Gange und versprechen eine schnelle Entscheidung der Angelegenheit.“

— Der Oberpräsident von Schlesien, Wirtl. Geh. Rat Dr. v. Seydewitz, macht im Amtsblatt der Königl. Regierung zu Oppeln bekannt, „daß zum Provinzial-Landtags-Abgeordneten für den Kreis Pleß Se. Durchlaucht Hans Heinrich XI. Fürst von Pleß an Stelle des verstorbenen Kammerherrn v. Witowski gewählt worden ist.“

— Der königliche Landrat des Kreises Breslau, Herr v. Seydewitz und der Laia tritt am 4. August einen bis zum 21. d. Mts. dauernden Urlaub an. Die amtliche Vertretung derselben während dieser Zeit ist dem königlichen Kreissekretär Herrn Seiffert übertragen worden.

— Wie verlautet, hat der Herr Minister für die Verkehrsangelegenheiten den Wegfall der sog. Weihnachtsgratifikationen verfügt. Diese Maßregel entspricht einer Anregung in der jüngsten Session des Abgeordnetenhauses, in welcher von verschiedenen Seiten auf die von dem Remunerationswesen untrennbaren Mißstände hingewiesen wurde. Da in diesem Jahre die Fonds für Gratifikationen noch als solche in den Etat eingetragt sind, so kann der Wegfall erst im nächsten Jahre in Kraft treten. Bis dahin wird dann wohl für die Umwandlung der betreffenden Beträge in feste Bezüge Sorge getragen werden, da es nicht in der Absicht des Abgeordnetenhauses lag, daß die in Betracht kommenden Beamtenkategorien irgendwie verkürzt werden sollten, vielmehr handelte es sich lediglich darum, die Bewilligung dieser Summen von dem subjektiven Ermessen der einzelnen Verwaltungsstellen unabhängig zu machen.

— Die Gewerbeschau als Zivilsupernumerar im Büreandienste der Königl. Regierung hieselbst sind in neuerer Zeit in so großer Anzahl eingegangen, daß der Bedarf an solchen Anwärtern durch die in den Listen aufgezeichneten Bewerber voraussichtlich auf Jahre hinaus gedeckt ist. Um nicht durch eine fortgesetzte Notirung in den Anwärterlisten neuen Bewerber Hoffnungen zu erwecken, deren Erfüllung in einer absehbaren Zeit nicht zu erwarten steht, ist beschloffen worden, vorerst und solange die obigen Verhältnisse sich nicht wesentlich geändert haben, weitere Notirungen in der Anwärterliste überhaupt nicht mehr vorzunehmen. An die unterstellten Kreisverwaltungsbehörden ist die Aufforderung erlassen worden, jungen Männern, welche sich zur Erlangung einer Stellung als Zivilsupernumerar melden, davon Kenntnis zu geben und denselben anheimzustellen, in anderen Geschäftszweigen oder bei anderen Behörden, wo günstigere Aussichten vorhanden sind, ihre Anstellung zu beantragen.

— Es wird neuerdings darauf hingewiesen, daß Ersparnisreserven erster Klasse weder zur Verheißung, noch außer für die Zeit eines Krieges oder einer Kriegsgesfahr einer Erlaubnis zur Auswanderung bedürfen, daß sie jedoch verpflichtet sind, von einer etwa bevorstehenden Auswanderung der vorgezeichneten Militärbehörde (zunächst dem

Bezirksweibel) bei Vermeidung einer Geld- oder entsprechenden Haftstrafe Anzeige zu machen.

— Die vorjährigen statistischen Ermittlungen betreffs der Bienenzucht haben ein ungünstiges Ergebnis dargeboten. Ueberhaupt hat sich in dem 1883 abgelaufenen Jahrzehnt in Preußen die Zahl der Bienenvölker um 226824 Stück oder von 1459005 auf 1232231, somit um 15 1/2 Prozent vermindert. In der Rheinprovinz allein beträgt die Abnahme 43 Prozent. Eine landwirtschaftliche Zeitung führt als eine Hauptursache des Rückganges der deutschen Bienenzucht den vermehrten Anbau der Zuckerrübe an, wodurch weite Ländereien aller Bienennährpflanzen beraubt und so der Bienenzucht als Honigquellen entzogen werden. Es komme darauf an, die größeren Grundbesitzer mehr als bisher für die Bienenzucht zu gewinnen, da sie ohne irgendwelche Opfer den Ausfall der Bienenweide durch Anbau von Futterpflanzen decken können.

— Die Forstleuten, welche die Zulassung zu dem diesjährigen ersten forstlichen (Forstreferendar-) Examen wünschen, haben die vorgeschriebene Meldung bis spätestens zum 23. August cr. anzubringen.

— Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß Gewerbetreibende, welche Besitzer konzeffionirter Anlagen und Unternehmungen sind, Unternehmer von Privat-Krankenanstalten etc. Schauspielunternehmer, Gastwirte, Schankwirte und Kleinhändler mit Brauntwein oder Spiritus die ihnen erteilte Konzeffionsurkunde im Original oder in beglaubigter Abschrift in den Räumen, in welchen das Gewerbe betrieben wird, aufbewahren und auf Erfordern den revidirenden Beamten jederzeit vorlegen oder vorlegen lassen müssen. Zuwiderhandlungen werden mit Geldbuße bis zu 30 Mk. oder mit verhältnismäßiger Haft bestraft.

— Die neuerbaute Straßen-Eisenbahnlinie Ohlauerstraße-Weidenstraße-Zentralbahnhof ist von seiten der zuständigen Behörde amtlich geprüft und für gut befunden worden, und ist demnach die Abnahme dieser Strecke erfolgt. Die Eröffnung des Betriebes hat stattgefunden.

— Wie in dem in Polnisch-Wartenberg erscheinenden „Kreisboten“ mitgeteilt wird, ist die dortige Polizeibehörde seitens des Königl. Polizeipräsidenten zu Breslau davon in Kenntnis gesetzt worden, daß der Nihilist Degajew — ein früherer Artillerie-Offizier, welcher, nachdem er in eine nihilistische Untersuchung verwickelt worden war, der Geheimpolizei seine Dienste als Agent anbot, am 30. Dezember v. J. den mit der Ueberwachung der nihilistischen Bewegung in Petersburg betrauten Gendarmerie-Obersten Sudejkin ermordete und seitdem vergeblich von der Polizei gesucht wird — sich nach der Polnisch-Wartenberger Gegend begeben haben soll. Sechs Photographien des Gesuchten wurden gleichfalls nach Polnisch Wartenberg übermittelt. Die insolge dieser Meldung angestellten eifrigen Recherchen haben indes bisher zu keinem Resultat geführt. Jene sechs Photographien, welche den Flüchtling teils mit, teils ohne Bart, barhaupt und mit der Pelzmütze darstellen, waren übrigens bereits am vorigen Sonntage auch in einem hiesigen Blatte, der älteren (Schlesinger'schen) „Breslauer Gerichtszeitung“, zur Kenntnis des Publikums gebracht und zugleich war mitgeteilt worden, daß im russischen Reiches allenthalben Proklamationen angeschlagen sind, durch welche 5000 Rubel Belohnung demjenigen versprochen werden, der den Aufenthalt des Mörders Sergej Degajew dergestalt nachweist, daß dessen Verhaftung erfolgen kann, und 10000 Rubel demjenigen, der an der Festnahme thätigen Anteil nimmt.

— Der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke veröffentlicht eine Warnung vor dem Genuß des sogenannten Cholerachnaps. Auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschungen und der statistischen Notizen wird nachgewiesen, daß nicht nur die Gewohnheitsstrinker das allergrößte Kontingent der Todesfälle bei Cholera-Epidemien liefern, sondern, daß selbst der gelegentliche Genuß alkoholischer Getränke gefährliche Choleranfälle zur Folge gehabt habe. Die Warnung schließt deshalb mit dem Ruf: „Fort mit dem Cholerachnaps!“

— Das 6 Jahre alte Söhnchen des Schlossers Lehmann ging gestern Abend in die Werkstatt seines Vaters, um dort einem seiner Spielgenossen die Bohrmaschine zu zeigen. Als er schließlich Bohrversuche anstellte, geriet er mit der linken Hand in das Räderwerk, wobei ihm die Hand furchbar zerquetscht wurde. Der arme Knabe wurde sofort in die Königl. chirurgische Klinik gebracht und dort aufgenommen. — In derselben Krankenanstalt befindet sich ein Zimmermann von der Bohrauerstraße in ärztlicher Behandlung, welchen auf dem Bauptage ein niedergebender Fahrstuhl streifte und ein Stück von der Nase wegriß. Außerdem wurde der Zimmermann noch an der rechten Wange schwer beschädigt.

— Der 25 Jahre alte Knecht Wilhelm Budisch aus Hundsfeld wollte dieser Tage einen Zaun übersteigen, um einem ihn in dem Gehöft verfolgenden Kettenhunde zu entgehen. Hierbei glitt er ab und blieb mit beiden Händen an den spitzen Nägeln, mit denen die Stateten beschlagen waren, hängen. Er verletzte sich dadurch die Hände in recht schlimmer Weise. — Der 18 Jahre alte Schmiedegessele Paul Möller aus Winiß, Kreis Böhlan, hob an einem der letzten Tage einen Revolver, welchen dort arbeitende Obstpflücker am Erdboden niedergelegt hatten, auf, um den Mechanismus desselben zu studieren. Leider entlud sich die Schußwaffe dabei und die Ladung zerstückte dem Schmiede die linke Hand.

— Der 12 Jahre alte Knabe Wilhelm Woch, Sohn einer Arbeiterwitwe in Klettenberg, Kreis Breslau, wollte vorgestern Ledersehmieere heiß machen und setzte unvorsichtigerweise das Gefäß mit der Schmieere in die Einfenerungsöffnung des Ofens. Es zersprang infolgedessen das Gefäß und der umhergeschleuderte fette Inhalt desselben verbrannte dem Knaben Gesicht, Hände und beide Füße in gefährlicher Weise. — Die letztgenannten Verunglückten haben im hiesigen Krankeninstitut der Barmherzigen Brüder Aufnahme gefunden.

— Trebnitz, 31. Juli. In Groß-Ujeschütz, hiesigen Kreises, fand der Baugutbesitzer Zappe beim Niederreißen

einer alten Stallmauer in einer Nische der letzteren ein kleines, neun Goldmünzen enthaltendes Töpfchen. Die wohl-erhaltenen Goldstücke sind meist belgische Dukaten aus den Jahren 1608, 1630, 1645/47/49/54, auch eine mit zwei gekrönten Häuptern versehene türkische Goldmünze befindet sich darunter.

— Schweidnitz, 31. Juli. Auf gräßliche Weise versuchte am Dienstag früh das bei dem Vorkosthändler Herrn H. auf der Hofstraße im Dienst befindliche Mädchen ihrem Leben ein Ende zu machen. Mit einem Rückenbeil versuchte sie sich den Kopf zu spalten und brachte sich vier bis fünf Hiebe in den Kopf bei, daß die Hirnschale zersplitterte. Sie wurde in das städtische Krankenhaus aufgenommen und befand sich am Abend desselben Tages noch in bewußtlosem Zustande. Es ist zweifelhaft, ob die Verwundete am Leben erhalten bleibt. Das Motiv zu der entsetzlichen That soll Schwerkut sein, da von der Dienstherrschaft dem Mädchen nur ein gutes Zeugnis erteilt wird. Diefelbe soll schon früher mit Selbstmordgedanken umgegangen sein und dahinzielende Aeußerungen gemacht haben.

— Münsterberg, 3. August. Bei einem Gange durch den Berzdorf-Dächsdorfer Wald fand ich zufällig, fast dicht am Wege, ein Grausamkeiten mit 4 Eier. Nach wenigen Tagen lagen anstatt der Eier bald 4 Junge darin, von welchen eines durch seine imposante Größe bald meine Aufmerksamkeit fesselte. Tags darauf fand ich die 3 kleinen Jungen außerhalb des Nestes — tot und nur das vierte (große) Junge erstreckte sich des besten Wohlseins und machte es sich im Nestchen recht bequem. Obwohl der junge Niese noch nicht sein Federkleid angelegt, so kam mir doch sofort der Gedanke, daß ich es mit einem jungen Kukul zu thun habe. Ich hatte mich auch nicht getäuscht, denn nach einiger Zeit verrieten die ungewöhnliche Größe des Vogels, das aschgraue Gefieder, der weiße Unterleib mit den vielen schwarzbraunen, wellenförmigen Querstreifen, der lange, schwarze, mit weißen Flecken versehene Schwanz den frechen Eindringling. Da ich noch niemals Gelegenheit gehabt, einen Kukul in nächster Nähe zu sehen, so interessierte mich die ganze Sache begreiflicherweise in hohem Grade, und fast täglich lenkte ich meine Schritte zu dem Eindringling, bis er endlich — vor wenigen Tagen — ausgeflogen war.

— Strehlen, 28. Juli. Es scheint, als ob gerade in diesem Jahre Fliegen und Bremsen, die sich hier geradezu in Schwärmen befinden, von einer wahren Stechmut befeelt wären. Ein junger Mann aus dem nahen Peterwitz wurde von einer sogenannten Pferdebremse auf die Hand gestochen. Diefelbe schwoll nach kurzer Zeit so an, daß der Gestochene nicht im stände war, die Finger der Hand zu bewegen. Aus Vorsicht konsultirte derselbe einen Arzt, der zwar keine Blutvergiftung konstatierte, aber immerhin über die kolossale Anschwellung ganz erstaunt war. Der Patient mußte hierauf auf die Stiche wunde ein in feines Del getränktes Leinwandlappchen legen und hierauf die Anschwellung mit Salmiakgeist bestreichen. Es ist anzunehmen, daßelbe Mittel bei jeglichem Insektenstich sofort in Anwendung zu bringen. Es herrscht wohl nicht bloß hier, sondern auch anderwärts die Unflut, daß Maulwurfsjäger die gefangenen Maulwürfe auf Stäbchen spießen und dann auf der Wiese aufstellen. Die verwehenden Kadaver werden von Fliegen etc. besucht, und es mag gewiß nicht selten vorkommen, daß ein Insektenstich, der Blutvergiftung im Gefolge hat, darauf zurückzuführen ist.

— Liegnitz, 30. Juli. Vorgeftern vergiftete sich ein in einer hiesigen Apotheke angestellter Gehilfe vermittelst Cyankali. Längeres chronisches Leiden soll die Ursache des Selbstmordes sein.

— Görlitz, 5. August. Von dem aus chinesischen Diensten in den Dienst des Königs von Korea übergetretenen früheren deutschen Reichsbeamten, P. v. Möllendorff, ist dieser Tage hier, wo v. Möllendorff seine Jugend verlebte hat, ein „an die Görlitzer Freunde“ gerichtetes Schreiben eingegangen, aus dem hervorgeht, daß v. Möllendorff sich in seiner Stellung in Korea befriedigt fühlt. In dem vom 30. Mai 1884 aus der Hauptstadt Koreas Seoul datirten Schreiben heißt es u. a.: Die Arbeiten, die mir hier übertragen sind, und die Aufgaben, die ich mir gestellt habe, beanspruchen meine Thätigkeit auf Jahre hinaus und der Wunsch, mir in meinem lieben Görlitz, wenn auch nur kurze Erholung zu gönnen, darf noch lange nicht mach werden. Aber selbst wenn ich mich an den Gedanken gewöhnen müßte, daß ich meinen Posten vielleicht nie verlassen darf, das Bewußtsein, der selbständige Verwirklicher eigener Ideen zu sein, würde mich bei frischer Kraft erhalten und ein Ausruhen unnötig machen.“ Möllendorff oder Mu-Hien-To, wie er in Korea heißt, ist, wie in Erinnerung gebracht sein mag, mit der Organisation des Zollwesens und des auswärtigen Amtes von Korea betraut worden.

— Glogau, 31. Juli. Der vorgestern Abend wenige Minuten nach 9 Uhr von hier abgelassene Güterzug nach Lissa i. P. erlitt beim Uebergange nach dem Schützenhause, also an der ersten Wärrterbude, einen Achsenbruch der Lokomotive. Die Maschine bohrte sich direkt in den Sand und es war deshalb nicht schwer, den Train bald zum Stehen zu bringen, ein größeres Unglück wäre aber wohl passiert, wenn der Achsenbruch auf der nur wenige Schritte entfernten Oeberbrücke stattgefunden hätte. Infolge des energischen Einschreitens der Verwaltung wurde trotz aller Schwierigkeiten die Strecke nach Lissa so schnell geräumt, daß der letzte, von Lissa aus eintreffende Zug rechtzeitig und ungehindert in den Bahnhof einlaufen konnte.

— Sagan, 31. Juli. Eine dem Bauer Ferdinand Peshmann zu Dier-Briesniz, desseitigen Kreises, gehörige Kuh ist am Milzbrand verendet. Zur Verhütung einer Weiterverbreitung der Krankheit sind sofort die erforderlichen Sicherheitsmaßregeln angeordnet worden.

— Grünberg, 4. August. Der ehemalige Bürgermeister von Schwiebus, Herrmann Muth, der sich daselbst durch seine Lebensweise unumgänglich machte und später kurze Zeit in Berlin Rechtsanwalt war, ist, nachdem er seit Monaten

wegen Unterschlagungen verfolgt wurde, am Dienstag vor dem Frankfurter Thore in Berlin verhaftet worden.

Neufäßtel, 2. August. In der freundlichen und schön gelegenen Annakirche zu Bölling, zur Parochie Großenbohr, Kreis Freistadt, gehörig, wurde am verklossenen Sonntage das dort seit alten Zeiten übliche St. Annafest gefeiert. Die Kirche wurde von andächtigen Scharen, die weither heranzogen, vollständig gefüllt. Von Deutsch-Wartenberg kam eine starke Prozession zum Gnadenbilde der heiligen Anna. Das schönste Wetter begünstigte das Fest. Leider erwies sich die Orgel während des Früh- und Hauptgottesdienstes als recht störend! Möchte hierin bald Wandel geschaffen werden!

Lauban, 3. August. Ein außergewöhnlich heftiges Gewitter von starkem Regen begleitet, entlud sich heute über unserer Stadt und Umgegend. Auf dem Schießplatze, wo gerade das sogenannte Augustschießen abgehalten wurde, betäubte der Blitzschlag drei Personen, ging vom Schießstande aus am Ringelzuge entlang nach der Bude des Marktreiz, dessen zufällig anwesende Tochter ebenfalls betäubt wurde. Im nahen Bertelsdorf traf ein Blitzstrahl das Haus eines Stellmachers hart an der katholischen Kirche, welches mit sämtlichen Holzvorräten niederbrannte. Unweit davon tötete der Blitz eine Arbeiterfrau auf dem Felde, während eine halbe Stunde weiter entfernt zwei Feuer, das eine in Ober-, das andere in Mittel-Elmendorf, ausgingen. Schlag auf Schlag fiel, so daß kaum noch jemand wagte, aus dem Hause zu treten. — An Feuerbrünken ist leider jetzt hier kein Mangel. So brannte am Sonntag in Holzkirch die nahe der Kirche gelegene Schmiede nieder, während einige Zeit vorher die Mühle in Wiegendorf, in welcher Heu zum Brennen gekommen, noch glücklicherweise gerettet wurde.

Neustadt OS., 31. Juli. Kürzlich hatte ein Getreidehändler aus Riegersdorf seinen Hund mit nach der Stadt gebracht. Während des Wochenmarktes war ihm derselbe abhanden gekommen und trotz aller Nachforschungen nicht wiederzufinden. Wie erkannte man nun, als bei Gelegenheit des nächsten Wochenmarktes, am 22. d. Mts., der in einem hiesigen Ringhaufe befindliche Schüttboden aufgeschloffen und daselbst der Hund gefunden wurde. Derselbe war somit eine volle Woche ohne Nahrung geblieben und bereits so schwach, daß er sich kaum zu erheben vermochte. Nachdem ihm etwas Milch vorgesetzt worden, hatte er sich bald soweit gekräftigt, daß er seinem hingerufenen Herrn entgegenlaufen konnte. Durch sorgsame Pflege hofft man das heruntergekommene Tier bald wieder herzustellen.

Tarnowitz, 31. Juli. Das unerschütterliche, merkwürdige Vertrauen des gewöhnlichen Mannes zum Winkel-Konsulententum ist allbekannt, aber daß selbst Kinder daselbst ausüben, dürfte kaum glaublich sein. Ein hier wohnender Winkelschreiber, welcher durch seine aller Beschreibung spottenden, tonlosen, „juristischen“ Arbeiten die Beamten des hiesigen Amtsgerichts oftmals zur Verzweiflung gebracht und eben wegen seiner notorischen Unfähigkeit zu seinem Gewerbe die jetzt hierzu erforderliche Konzession nicht erhielt, demungeachtet aber fortfuhr, daselbst weiter auszuüben, wurde dieserhalb wiederholt mit Freiheitsstrafen belegt. In der Zeit, in welcher er „verhindert“ war, seinen „Klienten“ seinen „Rechtsbeistand“ zu gewähren, hatte sein 12jähriges Töchterchen die „Rechtsgeschäfte“ weitergeführt, indem es Klagen und allerhand derartige Schriftstücke für die treuen Kunden seines Vaters anfertigte. Es ist nun dies zur Anzeige gekommen und gelangt diese Angelegenheit in nächster Zeit zur Verhandlung.

Antonienhütte, 2. August. Der mehrfach bestrafte Zuchthäusler Zurek, welcher — nach Verbüßung einer längeren Strafe freigelassen — seine früheren Komplizen aufsuchte, um, wie er sagte, die ihm von diesen zukommenden „Außenstände“ einzuziehen, begab sich gestern auch zu der hier wohnenden Arbeiterfrau Dolzyl, um von dieser eine größere Summe Geldes (nach Angabe des Z. mehrere 100 Mark, die derselbe eingekassierten früher gestohlen hat und der Frau übergeben haben will) einzufordern. Die Frau suchte den Zurek anfangs dadurch zu beschwichtigen, daß sie ihm versprach, nach dem Verlaufe eines ihr gehörenden Hauses das Geld zurückzugeben. Der Zuchthäusler drang jedoch darauf, daß ihm wenigstens ein Teil des Geldes alsbald ausgeliefert werden möchte. Dem Drängen des die Forderung mit dem Tode bedrohenden Zuchthäuslers nachgebend, versprach seine ehemalige Vertraute, einen Teil des Geldes alsbald herbeizuschaffen, doch blieb dieses Versprechen unerfüllt. Schließlich stellte es die durch wiederholte Bedrohung gereizte Frau rundweg in Abrede, von Zurek überhaupt irgend etwas, geschweige denn eine Summe von mehreren hundert Mark, zur Anschaffung erhalten zu haben. Gleichzeitig verließ sie das Zimmer, in welchem sie sich mit Zurek befunden hatte, und begab sich zu einer gegenüber wohnenden Bekannten. Zurek hatte sich dort dicht vor der Thür in den Hinterhalt gelegt. Als die Frau später heraustrat, um sich wieder in ihre Wohnung zu begeben, feuerte Zurek aus einem Pistol einen Schuß ab, welcher die Frau durch eine Kugel an der Schulter schwer verwundete und zu Boden streckte. Zurek wurde sofort ergriffen und wieder verhaftet.

Rhynik, 2. August. Das zur Hebung des Glashaus und seiner Erträge in Oberschlesien neuerdings unter staatlicher Beihilfe eingerichtete Glashausmusefeld zu Popelau, hiesigen Kreises, war am 25. d. Mts. ziemlich stark besucht. Es fanden nämlich an diesem Tage dort Vorweisungen von Proben des gebauten Glases und praktische Vorführungen zur Darstellung der dort als Vorbild für die Glashausbauer angewendeten Aufbereitungsweise statt, wozu verschiedene Glashausbauende Landwirte aus der Umgegend erschienen waren. Die Besucher sprachen sich dabei über die vorgeschrittenen Ernteerträge und namentlich über die dort geübte Methode der Glashaufbereitung, die an Einfachheit nichts zu wünschen übrig lasse und doch erhebliche pekuniäre Vorteile biete, höchst anerkennend aus, und mancher derselben

dürfte sich entschlossen haben, von nun an den geernteten Rohflach in dieser Weise selbst zu verarbeiten, welche Arbeit geeignet ist, in sonst wohl arbeitsloser Winterzeit lohnende Beschäftigung zu bieten. Die Musteranstalt in Popelau übernimmt übrigens kostenfrei die Ausbildung von Vorarbeitern und erteilt gern jede etwa wünschenswerte Auskunft.

Carmerau, bei Malapane, 3. August. Der Kolonist Nikolaus Jagusch von hier wurde am 30. d. Mts. abends von einem seiner Kameraden aus seiner Behausung zum Wilddieben abgeholt. Gegen den Willen seines Eheweibes ließ er sich überreden und ging mit, nachdem er sich von seiner Frau und seinen beiden kleinen schlafenden Kindern verabschiedet hatte. Mit den Worten: „Noch heute gehe ich mit, aber andermal nicht mehr“, verließ er sein Haus. Gestern früh wurde derselbe im Gräflich Stolberg-Wernigerode'schen Tiergarten, am Ziegeleiweg, bei einer Heutappe von Arbeitern erschossen gefunden. Der Schuß ist durch den Unterleib gegangen. Er liegt noch heute dort. Wie das Gerücht geht, ist einer seiner Genossen (der Tischler Robert Mikolas) auch am Bein getroffen worden, denn er geht lahm. Dieser behauptet jedoch, daß er plötzlich ein Geschwür bekommen habe. Der 22. Jagusch, 33 Jahr alt, befand sich in ziemlich befriedigenden Verhältnissen. Doch die Lust zum Wilddieben ist Familienübel. Sein Großvater wurde vor ca. 20 Jahren, sein Onkel vor ca. 10 Jahren beim Wilddieben erschossen, und ein anderer Onkel verlor dabei ein Auge.

Zur Erheiterung.

Stoßsenfer eines Briefträgers.

O, teurer Stephan, denke billig,
Sei menschlich, hilfsreich, edel, gut,
Laß Deine Voten geh'n in Drillsch
In anbetend der großen Güt.
Wenn Du so rennen solltest feste,
Trepp' auf, Trepp' ab, Haus ein, Haus aus,
Du zögst sicher Rock und Weste
Und, was weiß ich, noch weiter aus!

Konstant. Bettler: „Bitte um einen abgelegten Rock.“
— Herr: „Habe ich jetzt nicht.“ — Bettler: „Ich nehme auch den entsprechenden Geldwert an.“

Was ist ein Kalauer? Ein Kalauer ist eine witzig sein sollende Redensart, die so lahl von Witz ist, daß man dazu nur au! sagen kann.

Undankbarkeit. Ein alter Herr wird auf freiem Felde von einem Bullen verfolgt und es gelingt ihm mit Mühe, sich über einen Baum vor demselben zu retten. „Du Ungeheuer von Undankbarkeit!“ ruft er dem Tiere, vor dem er jetzt in Sicherheit ist, nach, „bin ich deshalb mein Leben lang Vegetarianer gewesen?“

Der kleine Oskar schreit; die Mutter fragt: „Was fehlt dir? Willst du essen?“ — „Nein!“ — „Trinken?“ — „Nein!“ — „Schlafen?“ — „Nein!“ — „Nun, was willst du denn?“ — „Schreien!“ Au!

Sprüchwörtlich. „Denken Sie sich nur, Herr Müller, die Pilses, diese alten Eheleute, haben sich auch noch.“ — „Nun ja, alte Liebe rostet nicht.“

Stufenleiter der Grobheit auf der Eisenbahn. Ein vielgelehrter Mann gab neulich in bezug auf gewisse Eigentümlichkeiten der Schaffner bei Eisenbahnen und ihr Verhältnis zum fahrenden Publikum folgenden „Klimax“ zum besten: In der vierten Klasse ist alles grob, in der dritten die Schaffner gegen die Passagiere, in der zweiten sind es die Passagiere unter einander und in der ersten Klasse die Passagiere gegen die Schaffner. Ob's wohl stimmt?

Väterliche Belehrung. Ein Geldwechsler empfängt in Gegenwart seines Sohnes durch den Voten eines mit ihm in Abrechnung stehenden Hauses tausend Mark in Hundertmarkstheinen. Er zählt die Summe nach, indem er jeden Schein leichthin mit angesehneten Fingern aufhebt. „Eins, zwei, drei“ — u. s. w.; beim zehnten hält er inne. „Den letzten“ flüstert er seinem Sprößling ins Ohr, „muß man nie aufheben: es könnte noch einer darunter liegen.“

Blinder Eifer. In ein Gasthaus in Wien kam ein junger Mann, aß und trank mit bewundernswertem Appetit, was gut und teuer war. Als er bezahlen sollte, stellte sich

heraus, daß er keinen Kreuzer Geld in der Tasche hatte, Kellner, Oberkellner und Wirt in eigener Person prügelten ihn mit vereinten Kräften durch, und zogen ihm zuletzt noch den Rock aus — als Pfand. Der arme Teufel ließ sich das alles gefallen und sagte nur heulend: „In Hemdärmeln kann ich doch nicht auf die Straße!“ Das sah der Wirt ein, gab ihm seinen Kellerrittel und einen Puff, daß er hinausflog. „Der ist bezahlt!“ sagte er. In der That war der junge Mann sehr gut bezahlt, denn in dem Kellerröck hat eine Brieftasche mit 450 Gulden. Das fiel aber dem nunmehr doppelt geprellten Wirt viel zu spät ein.

Aus Lyon wird der »Deutschen Zeitung« geschrieben: An die Thüre des Gefängnisses St. Paul pochte am 21ten vor. Mts. ein Mann in Arbeiterkleidung, der Portier öffnete und der Bursche meinte: „Ist's wahr, daß die Cholera niemals nach Lyon kommt?“ — „Was weiß ich?“ erwiderte empört der Pförtner. Unbeirrt trat der Gast ein und rief: „Führen Sie mich zum Hausrate, ich habe eine Bitte an ihn zu stellen!“ Im Bureau desselben angelangt, sagte der Mann: „Ich bin in Marseille zu acht Monaten Gefängnis verurteilt worden, fürchte mich aber entsetzlich vor der Cholera, bin daher durchgegangen und bitte Sie, mich meine Strafe in ihrer gesunden Stadt abtun zu lassen.“ Der Wunsch des furchtsamen Mannes wird erfüllt und freudestrahlend legte er die Sträflingskleider an.

Rätsel.

Nimm hin den Wunsch, sei stets 4 1,
Bist Du in London oder Mainz.
Gesundheit wolle Dir 2 3,
Er, der den Frommen stets getreu.
Und hast 1 3 Du zu beachten,
So mögen sie noch lange schmachten.
Und gratuliere ich Dir
Mit höflicher 1 2 3 4.

Nichts

A B C

Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 30.

Ein aus dem Kriege heimkehrender Kavallerist an der Rücke.

Auflösung des Rebus aus Nr. 30.

Geh' in Gottes Namen.

Es lösten richtig:

Das Preis-Rätsel: 1) H. Gode in Lüben. 2) Joseph Conned in Gr.-Droniowiz. 3) B. Joppich in Mustau. 4) Paul Striegel in Wilsdorf. 5) Klara Hoffmann in Deutsch-Wette. 6) Robert Forner in Gläfen. 7) Hedwig Rosenthal in Breslau. 8) Alois Pluder in Wilsendorf. 9) A. Theinert in Breslau. 10) und 11) Ferdinand und Emma Neugebauer in Oswitz. 12) Pauline Theuner in Schmiednitz. 13) Pf. Fiebig in Firschan. 14) Klara Ulrich in Leutken. 15) Th. Kreil in Ramslau.
Den Rebus: H. Gode in Lüben und Joseph Conned in Gr.-Droniowiz.

Preise fielen auf die Nummern 1, 2, 4, 5, 8, 9, 11, 12, 14, 15. — Die Versendung derselben erfolgt demnächst.

Inferate müssen spätestens bis **Mittwoch mittag** in unserer Expedition aufgegeben sein.

Breslauer Kursbericht

vom 6. August 1884.

In- und ausländ. Fonds, Eisenbahn-Prioritäts-Obligationen rc.

Deutsche Reichsanl. 4. 103,50 B.

Pr. konsol. Anleihe 4 1/2. 102,75 B.

do. do. do. 4. 103,20 B.

do. Staatsanl. 3 1/2. 100,00 G.

Bresl. Stadtanl. 4. 102,25 B.

Schles. Pfdb. altland. 3 1/2. 95,95 B.

do. do. Lit. A. 3 1/2. 95,25 B.

do. do. do. 4 1/2. 102,25 B.

do. do. Lit. C. II. 4. 101,80 B.

do. do. do. 4 1/2. 102,40 B.

Pos. Kredit Pfandbr. 4. 101,70 B.

Schles. Rentenbriefe 4. 101,90 B.

do. Pr.-Hilfs-Obl. 4. 101,90 B.

do. do. do. 4 1/2. 103,00 B.

do. Bod.-Kred.-Pfdb. 4. 99,50 B.

do. do. do. 4 1/2. 107,45 B.

do. do. do. 5. 103,60 B.

Deutr. Goldrente 4. 87,25 B.

do. Silberrente 4 1/2. 68,50 B.

do. Papierrente 4 1/2. 68,00 B.

Pr.-Schw.-Frb. Eish.-Pr. 4. 101,60 B.

do. do. von 1876 5. 102,50 B.

do. do. von 1879 5. 103,00 B.

Obstl. Eish.-Pr. Lit. E. 3 1/2. 97,50 B.

do. do. Lit. D. 4. 102,00 B.

do. do. von 1873 4. 102,00 B.

do. do. Lit. F. 4 1/2. 103,25 B.

do. do. Lit. G. 4 1/2. 103,25 B.

do. do. Lit. H. 4 1/2. 103,50 B.

do. do. von 1874 4 1/2. 103,25 B.

do. do. von 1879 4 1/2. 105,70 G.

do. do. von 1880 4 1/2. 103,25 G.

Deut.-Oesfen 4 1/2. — G.

R.-O.-U.-B.-Prior. 4 1/2. 103,25 G.

Bresl.-Warsch. St.-Pr. 5. 68,00 B.

Galiz. (Carl-Ludw.) 4. — B.

Bresl. Diskontobank 4. 90,00 B.

do. Wechselbank 4. 99,00 B.

Deutsche Reichsbank 4 1/2. —

Schles. Bankverein 4. 105,00 G.

do. Bod.-Kred.-Akt.-B. 4. 112,25 B.

Deutr. Kred. pr. St. 4. —

do. Währ. 100 Fl. 168,00 B.

Russ. St.-Bilf. 100 S.-Rub. 204,60 B.

Breslauer Landmarkt

vom 6. August.

Weizen pr. 100 Kilo netto, weißer 17,00

bis 19,80 Mt., gelber 16,70-18,00 Mt.,

feinsten milder über Notiz bez.

Roggen pr. 100 Kilo 13,20-14,40 Mt.

Gerste pr. 100 Kilo 12,50-13,00 Mt.

weiße 14,00-14,40 Mt.

Safer pr. 100 Kilo 15,00-16,00 Mt.

Hafer pr. 100 Kilo 13,30-14,50 Mt.

Erbsen pr. 100 Kilo 15,80-18,80 Mt.

Victoria 17,00-21,00 Mt.

Bohnen pr. 100 Kilo 18,00-20,00 Mt.

Lupinen pr. 100 Kilo gelbe 9,00-11,00

Marl, blaue 8,50-10,00 Mt.

Widen pr. 100 Kilo 14,50-15,50 Mt.

Kartoffeln pr. 2 Htr. 10-13 Pfg.

Sen pr. 50 Kilo 2,70-3,00 Mt.

Roggenstroh pr. 100 Kilo 3,50-3,80 Mt.

Preise der Getreiden.

Breslau, 6. August.

Festsetzungen der städt. Marktdeputation.

(In Markt pr. 100 Kilo.)

schwere mitte ord. 28

Weizen, weißer.. 19,80 17,60 16,40

do. gelber.. 18,00 16,60 15,60

Roggen..... 14,40 13,60 13,20

Gerste..... 14,40 13,10 12,40

Safer..... 16,00 15,60 15,00

Erbsen..... 19,00 17,50 16,00

Spiritus pr. 100 Ltr. à 100% 48,90 Mt.

pr. 100 Qm. à 80% 44,79 Mt.